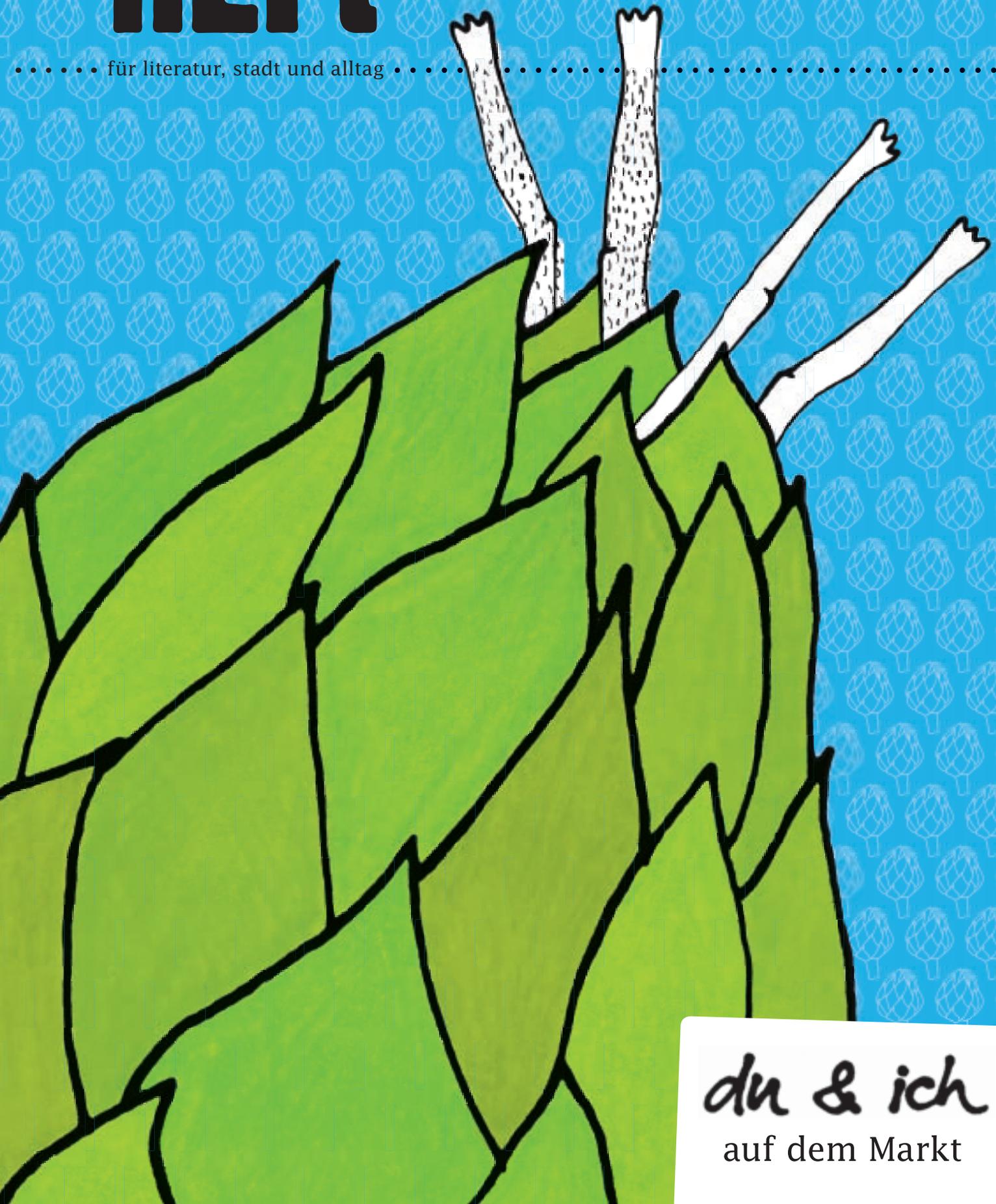


hEft

april 2009

..... für literatur, stadt und alltag



du & ich
auf dem Markt



» Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 16 (5. Jg.), April 2009 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, René Ferchland, Thomas Putz (V.i.S.d.P.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Julia Reinard, Sven Kühnhold, Ralf Rudolffy, Albert Heidler » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 5, 10, 22 und 28 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 29. Juni 2009; Redaktions- und Anzeigenschluß: 26. Mai 2009.

Das hEFt wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Kultusministerium. Herzlichen Dank auch an die Spenderinnen und Spender.



Landeshauptstadt Erfurt
Stadtverwaltung



Thüringer
Kultusministerium

Liebe Leserin, lieber Leser,

es ist soweit: die Krise hat Erfurt erreicht. Zehn Prozent der für 2009 eingeplanten kommunalen Fördermittel für den Kultur- und Sozialbereich werden bis auf weiteres gesperrt. Als Grund wird das von der Kommune mit zu finanzierende Konjunkturpaket der Bundesregierung vorgehalten. Das finden wir gut, denn klar ist: Werden wieder Autos, Schokoriegel oder Modelleisenbahnen gekauft, ist das gut für die Wirtschaft. Wir bekommen mehr Geld, um die Krise wegzukaufen – und dann geht der ganze Warenwahnsinn weiter.

Daß es auch andere Auswege geben kann, zeigt uns Paolo Fusi, der zur Krisenbewältigung ein politisches Urgestein der Stadt wieder ins Gespräch bringt. Wer das ist, kann in der ersten »Onkologie der Ökonomie«-Kolumne des italienischen Wirtschaftsjournalisten, über dessen Comeback im hEft wir uns sehr freuen, auf Seite 28 nachgelesen werden.

In der Fotostrecke portraitiert Johannes Smettan in dieser und in den nächsten Heften Kulturarbeiterinnen und Kulturarbeiter, die in Erfurt aktiv sind und die mit ihrem freiwilligen Engagement dazu beitragen, daß die freie Szene immer wieder neue Impulse bekommt.

Schließlich wollen wir auf Preisträger des von Radio F.R.E.I. veranstalteten Xeno-Schreibwettbewerbes hinweisen. Migrantinnen und Migranten waren Ende letzten Jahres aufgerufen, über ihre Situation in diesem Land, ihre Konflikte, Hoffnungen und Wünsche zu schreiben. Die Preistexte gibt's ab Seite 43.

Verwiesen sei auch nochmals auf die Möglichkeit, das hEft über ein Förderabonnement zu unterstützen. Für 20 Euro bekommt ihr die aktuelle Ausgabe ein Jahr lang nach Hause geliefert. Ein gutes Geschäft, denn wer weiß schon, was ihr am Ende des Jahres für 20 Euro noch bekommt ...

Wir wünschen einen frischen Frühling!

Die Redaktion

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de



stadt & alltag

- 04 aus der redaktion.
- 05 schöne aussicht.

anger süd-west

- 06 flowers to the people!
- 08 mobio-guerillaküche.
- 09 krisenfest.
- 10 fünf fragen an: brot, bernd.
- 11 förderabo.
- 12 wanna be a held?
- 13 rote hilfe. | besetztes haus.

kultur & politik

- 14 literaturbüro.
- 15 redaktion empfiehlt.
- 16 fragmente aus der abseitsfalle.
- 17 hEft-weinberatung.
- 18 hEft unterwegs.
- 20 utopia 09.
- 21 homo homini lupus.
- 22 ventil e.v.
- 23 konsum: verzehr nach sich selbst.
- 25 gerd pohl - ein nachruf.
- 27 schöne schilder.
- 28 onkologie der ökonomie.
- 30 fotostrecke.



literatur du & ich auf dem markt

- 34 bettina und franz. von Till Bender
- 36 lyrik von Konstantin Umicewski
- 37 sinus, streß und laminat. von Franziska Wilhelm
- 39 barbara. von Ulrike Melzer
- 40 retour de flèche. von Marc Penchenat
- 41 68. von Jon Nielsen

literatur xeno-schreibwettbewerb

- 43 hier und dort. von Hanaa Helwa
- 45 eine silvestergeschichte in briefen. von Olga Jagel
- 47 nichts als warten. von Hamza Barakat
- 49 der liebe gott hat mich auf ... von Jingyun Liu
- 51 autor/innenverzeichnis



spiel. arbeit. fest.

Die Kulturrausch-Schreibwerkstatt zum Bauhaus-Jahr 2009 nimmt Fahrt auf. Aufspringen noch möglich!

Getreu dem Bauhaus-Motto: »Das Spiel wird Fest, das Fest wird Arbeit, die Arbeit wird Spiel« nahm die Schreibwerkstatt des Kulturrausch e.V. am 27. und 28. Februar ihre Arbeit auf. Zunächst ging es darum, einander kennenzulernen, Erfahrungen auszutauschen und natürlich: ins Schreiben zu kommen. Hierbei hinterließen uns die großen literarischen Avantgardebewegungen des frühen 20. Jahrhunderts ein reichhaltiges Repertoire an Schreibtechniken und -methoden. So bedienten wir uns bei den Surrealisten, den Expressionisten oder den Dadaisten. Im Vordergrund stand dabei das Text-Experiment: zufällig Gesammeltes wurde neu kombiniert, Unbewußtes aufs Papier gebracht, eigene Texte in neue Formen transferiert.

Die Ergebnisse wurden in der Gruppe vorgelesen und besprochen. Dieser Austausch bringt nicht nur neue Impulse für das eigene Schreiben (man sitzt eben nicht

allein in seiner Kammer), er schafft auch eine Atmosphäre gegenseitiger Wertschätzung und Kooperation.

Hier setzen die folgenden Werkstätten an: gemeinsam wird in die Zukunft geschrieben. Es werden Figuren entwickelt, Dialoge und Plots erarbeitet, gesellschaftliche Szenarien entworfen. Die fiktiven Personen werden dann in einem Haus der Zukunft miteinander ins Geschäft kommen ...

Die Ergebnisse werden auf einem Literaturfest am 25. September vorgestellt und in einer Broschüre publiziert. An der Schreibwerkstatt können alle Interessierten kostenlos teilnehmen. Einige Plätze sind noch frei. Eine Altersbeschränkung gibt es nicht, Schreiberfahrungen sind vorteilhaft, aber nicht Bedingung.

» Die nächsten Termine: 24./25. April, 15./16. Mai, 12./13. Juni (jeweils Freitag, 18–21 Uhr, und Samstag, 10–17 Uhr) » Anmeldung unter: info@kulturrausch.net oder Tel. 0361 / 2 11 59 66 » Weitere Informationen: www.kulturrausch.net

leserbriefe.

Liebe hEFT-Redaktion,
ich sehe mich zu einer Beschwerde an euch genötigt: In eurer letzten Ausgabe »brust oder keule« hat sich allem Anschein nach Carla del Ponte verabschiedet. Ich finde, da hättet ihr mal zuerst eure Leser fragen können. Vielleicht sehen das manche auch anders, ich jedenfalls war großer Fan dieser „hingerotzten“ Kolumne, in der ich auf Mißstände in Erfurt und so hingewiesen wurde. Gut war vor allem, daß Carla keinen Unterschied zwischen Arm und Reich gemacht hat. Tja und jetzt weiß ich nicht, warum ihr diese Kolumne einfach rausnehmt, in der letzten steht selbst geschrieben, daß es noch genug Probleme gibt, die man ansprechen sollte. | Mario Gebert, Erfurt

Lieber Mario, es tut uns sehr leid, daß dich der Verlust von »Carla, greif ein!« so schwer getroffen hat, aber es ist nun einmal, wie es ist, Carla hat sich verabschiedet, die Zeit war einfach abgelaufen. Die eklatanten Menschenrechtsverletzungen, auf die mit ihrer Hilfe aufmerksam gemacht

wurde, werden wir aber weiterhin im Auge behalten, versprochen!

Liebe hEFT-Redaktion,
ich finde eurer Heft großartig! Es ist ein bunter Fleck in dem an manchen Stellen spießbürgerlich anmutenden kulturellen Ecken Erfurts und es kommt mir so vor, als könnte man in eurem Heft authentische Meinungen lesen, die Lust haben, vielleicht an der ein oder anderen festgefahrenen Struktur in Erfurt zu rütteln oder wenigstens mal zu einem zweiten Blick anzuregen. | Anne (per E-Mail)

Hallo,
sehr schöner Text von Andreas Kubitzka über die Festveranstaltung in Paris zu Ehren von Napoleons Fürstenkongreß. Das beste aber war der Pariser Metroplan! Lange nicht mehr so gelacht. Und das tue ich auch weiterhin und regelmäßig, denn er hängt direkt über meinem Klo. Danke! | Frank Hofmann, Erfurt

schöne aussicht:

Krieg der Ketten

Erfurt, 1. April 2010: In das Geschäft auf den Stufen zu Dom und Severikirche ist heute ein Elmi-Bäcker eingezogen. Die Sandwichkette Subway kündigte an, diese Schmach »nicht unwidersprochen zu lassen«. Der Raum des Ladens war freigeworden, als die Erfurter Kirche entschied, durch Vermietungen mehr Geld einzunehmen.

Schon vor Jahren hatte die Konkurrenz der beiden Firmen begonnen. Zuerst harmlos. Am Domplatz öffnete damals das erste Subway, kurze Zeit später entstand am Fischmarkt eine Elmi-Bäckerei, die vielen noch aus DDR-Zeiten bekannt war. In den darauffolgenden Jahren

wuchsen beide Franchise-Unternehmen an – und Erfurt bildete den Schmelztiegel, in dem sich beide argwöhnisch näherten.

Vor eineinhalb Jahren war es zur Schließung des Pubs »Dubliner« gekommen, da sich zwei Franchise-Handlanger gegenseitig in den angebotenen Pachtpreisen überboten hatten. Bekanntermaßen zog am Ende als lachender Dritter ein elegantes italienisches Restaurant ein. Als ein Elmi-Unternehmer das Catering für die Oper gewann, zog Subway nach und stellte sich an die Spitze derer, die für die Neunutzung des Alten Theaters kämpften – womit sie sich einen Standort im wiedereröffneten kulturellen Schwerpunkt Erfurts sicherten.

Elmi eröffnete daraufhin auf dem Campus gegenüber dem Pförtnerhäuschen eine umstrittene neue Filiale. Da die Kritik aber ausschließlich von Seiten der Stadt, nicht der Studentenschaft gekommen war, hat sich der Lärm um diese Nutzung mittlerweile gelegt. Die nächste Subway-Eröffnung fand mit großem Pomp und italienischer Liveband im Haus zum Breiten Herd statt. Keine zwei Monate später übernahm Elmi das zum Großereignis Fürstenkongreß wiederaufgebaute Wachhäuschen am Hirschgarten. Das nächste Subway-Geschäft soll im Bismarck-Turm entstehen. In Elmi-Kreisen plant man einen Glasneubau im Luisenpark.

Ventil e.V. findet Nachahmer

Erfurt/Berlin, 2. April 2010: Seit mehreren Jahren ist der Erfurter Ventil e.V. bekannt für seine zukunftsweisenden Ideen bei der Schaffung von Arbeitsgelegenheiten für ALG-II-Empfänger/innen. Wer erinnert sich nicht mit Freude an Projekte wie »Schützt die Sippe vor Vogelgrippe« oder »Hartzer heizen«. Bei letzterem vermittelte der Ventil e.V. beispielsweise Hartz-IV-Empfänger/innen während der Heizperiode an soziale Einrichtungen, wie Jugendhäuser oder Kindergärten, denen zuvor die Mittel gekürzt oder ganz gestrichen wurden. Die Ein-Euro-Jobber brachten

dann die Räumlichkeiten der jeweiligen Einrichtungen über Nacht durch die Umleitung überschüssiger Körperwärme nahezu kostenneutral auf Betriebstemperatur. In Zeiten knapper werdender fossiler Ressourcen und steigender Energiepreise ist das ein gutes Beispiel für eine nachhaltige Energiepolitik. Inzwischen finden solche Projekte auch bei öffentlichen Einrichtungen Nachahmung. So zum Beispiel bei der Bundeswehr. Hier werden seit nunmehr 9 Monaten Hartz-IV-Empfänger/innen zur Unterstützung der kämpfenden Truppe in Krisengebieten wie Afghanistan eingesetzt. Die Anwendungsgebiete sind dabei vielfältig: beispielsweise

als Aufklärungsdrohne, Peilsender, Raketenabwehr oder menschlicher Schutzschild für patrouillierende Landser. Auch der Einsatz als Selbstmordattentäter ist möglich. So kann besser auf asymmetrische Bedrohungslagen reagiert werden. Die betroffenen ALG-II-Empfänger/innen gelten offiziell als vermittelt und fallen im wahrsten Wortsinne aus der Statistik, da sie in aller Regel nicht zurückkehren. Das Projekt zeitigt also erste Erfolge, getreu dem Motto des früheren US-Präsidenten John F. Kennedy: »Frage nicht was dein Land für dich tun kann, sondern was du für dein Land tun kannst!«

flowers to the people!

Der Erfurter Künstler Thomas Nicolai und sein »Daisy.World«-Projekt

Ein »künstliches Ökosystem« – was soll das denn sein? Schließen sich die Begriffe »künstlich« und »Ökosystem« nicht gegenseitig aus? Nein, meint Thomas Nicolai, so etwas ließe sich simulieren. Sein »Daisy.World«-Projekt könnte das beweisen, würde es denn endlich realisiert, die Idee zumindest ist mehr als fantastisch, das zeigt auch das futuristische Bild.

Man stelle sich dies nur vor: große wandernde Blumenlandschaften, bei Nacht durch ihr Leuchten noch eindrucksvoller als bei Tag. »Künstliche Blumenfelder«, so Nicolai, »überwachsen ein menschliches Habitat«, nämlich bisher ziemlich charakterlose Gebäudefassaden. Das Künstliche an der Vision wären die Konstruktion und die Blumen selbst, die in dieser Form eine völlig neue Wahrnehmung von Architektur bewirkten, indem sie sich bewegen und untereinander – die wachsenden Blumenpopulationen sind orange und blau – interagieren.

Zugegeben, das Projekt ist schwer vorstellbar, denn hierzulande steckt die multimediale Nutzung des urbanen Raumes vergleichsweise noch in den Kinderschuhen: Deutschland liegt im internationalen Trend hinter den USA, UK und den asiatischen Wachstumsmetropolen zurück. Es geht Nicolai, der an der Bauhaus-Universität in Weimar Architektur studiert hat, nicht darum, Trends zu setzen und technische Errungenschaften zu präsentieren, sondern eben diese mit Inhalten zu kombinieren, ihnen auf künstlerische Art und Weise eine Nachricht an den Menschen mitzugeben.

So hat allein das Konzept des Erfurters auch schon so manchen erreicht, seit er damit unterwegs ist, und auf seiner Homepage kann man sich von der Computersimulation ein eindrucksvolles Bild machen. Dennoch ist »Daisy.World« bisher nur eine futuristische Vision, das muß sie aber nicht bleiben. Das räumlich-kinetische Mediensystem mit pneumatischen Effektoren – das sind die farbig leuchtenden Blumenköpfe, deren Größe und Form über Druckluft gesteuert werden – ist realisierbar. Die blühenden Fassaden könnten erstmals im nächsten Jahr ein Gebäude schmücken, Nicolai hat eine Einladung zur Ausstellung DRIFT in London erhalten, die Installation, so sagt er, »könnte sozusagen als eine Botschaft für neues Umweltbewußtsein um die Welt gehen – damit auch eine Marketing-Tournee für die Blumenstadt« sein, mit möglichen weiteren Stationen in Berlin, St. Louis, San Francisco (siehe Bild), Dubai,

New York, Sydney usw.

International tätig war Thomas Nicolai, der 1964 in Erfurt geboren wurde, unter anderem auch schon durch Ausstellungen in London und Tokio, aber auch in seiner Heimatstadt hat er sich bereits verewigt; von ihm stammt das *Denkmal für den unbekanntten Wehrmachtsdeserteur* auf dem Petersberg.

Was verbirgt sich denn eigentlich hinter der Idee von »Daisy.World«, die vor zwei Jahren entstanden ist? Ihr Urheber erklärt, daß er mit seinem Kunstprojekt die berühmte Computersimulation James Lovelocks aufgegriffen habe. Daisyworld, der Begriff stammt von Lovelock, ist ein vereinfachtes mathematisches Modell für unser Ökosystem. Lovelocks Computersimulation war ein entscheidender Schritt zur Formulierung seiner GAIA-Theorie.

Das Experiment fußte auf der Annahme, daß das Ökosystem die Fähigkeit zur Homöostase besitzt, eine Grundeigenschaft des Lebens. Homöostase ist die Eigenschaft, sein inneres Systemgleichgewicht aufrecht zu erhalten, sich somit gegenüber einer »feindlichen« Umwelt abzugrenzen und zu behaupten. Lovelocks Daisyworld-Experiment hat diese Annahme bestätigt.

Nach der GAIA-Theorie ist die Erde ein Lebewesen, ein »Superorganismus«, der sich aus vielen kleineren Lebewesen zusammensetzt. Die vielen verschiedenen Spezies sind die notwendigen Bausteine, die Körperzellen des einen großen Superindividuums Erde. Das, was wir gemeinhin als Individuen erkennen, sind die Zahnrädchen, mit denen der große Organismus Erde sich selbst regelt – sich vom Chaos abgrenzt und damit behauptet.

Dieses Prinzip möchte Nicolai mit seinem Kunstprojekt veranschaulichen, er versteht sich als künstlerischer Mittler, um dem Betrachter zu demonstrieren, was wir sind und wie unser Ökosystem funktioniert.

Ebenso wie das reale Ökosystem simuliert »Daisyworld« die Reaktion des Systems bzw. der künstlichen Blumen auf äußere Umwelteinflüsse. Die Schwankungen der Umwelt werden sensorisch erfaßt und verarbeitet. So errechnet die Computersimulation das dynamische Wachstumsverhalten zweier künstlicher Blumenpopulationen.

Thomas Nicolai faßt es so zusammen: »In meiner

Daisy.World findet eine Interaktion der Spezies untereinander sowie mit ihrer Umwelt statt, es verknüpfen sich alle diese Faktoren in Rückkopplungsschleifen zu einem komplexen Netzwerk mit Systemcharakter – eine ständige Drift, ein Sich-Ausbreiten und Zurückweichen, ein unablässiges Sich-Ausbalancieren, um sich den äußeren Veränderungen anzupassen – letztlich Selbstbehauptung und Überlebenswille ohne äußere Intervention. Leben.«

Bisher ist uns nur die zweidimensionale Nutzung von Bildmedien geläufig, hier aber käme nun eine dritte Dimension hinzu. »Daisy.World« ist ein »räumlich veränderliches, körperliches Mediensystem«. Der Clou besteht in Nicolais neuartigen dreidimensionalen Pixeln.

Vielleicht wird man irgendwann auch in Erfurt auf dem Markt stehen und ein auf diese Weise verändertes Gebäude sehen können, das wäre doch ein Blickfang ohnegleichen und gar nicht so unwahrscheinlich, denn das Stadtbild der Zukunft wird durch Medienfassaden in gewisser Weise verändert werden. Die Frage ist nur: auf welche Weise? Werbung für Produkte und Konzerne oder andere zweckgebundene Gestaltung blinkt heute auch schon zweidimensional in so mancher Metropole von der Hausfassade, wendet sich direkt an den Menschen als Konsument.

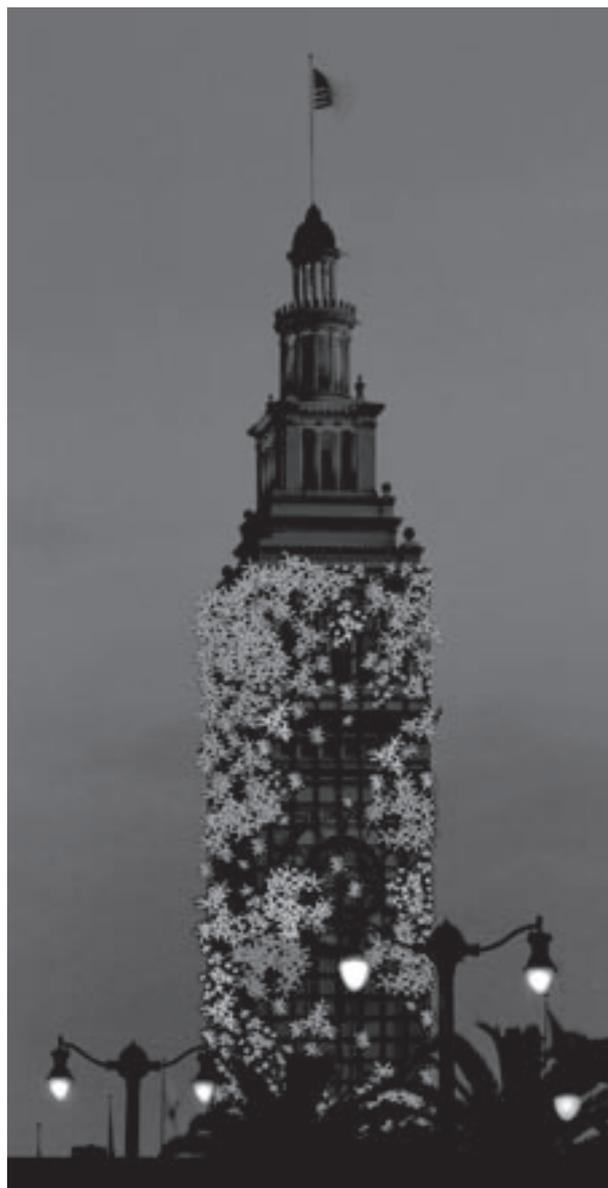
Das hat aber nichts mit »Daisy.World« zu tun. »Die Installation schärft beim Betrachter das Bewußtsein dafür, daß das Ökosystem vor der menschlichen Haustür nicht halt macht, sondern daß wir ein Teil davon sind, und daß unser massives Eingreifen in die Prozesse der Natur nicht ohne Auswirkungen bleiben kann.«

Damit eine solch blumige Bewußtseinserweiterung aber möglich wird, bräuchte es solcherlei Kunst, und diese Art von Kunst bedarf der finanziellen Unterstützung, denn eine solche Vision entsteht nicht von allein an einer Fassade.

Thomas Nicolai und sein Projekt sind auf Förderung, Sponsoring und Spenden angewiesen, und so tingelt der ambitionierte Erfurter auch schon seit geraumer Zeit durch die Welt, um Mittel dafür zu gewinnen, denn billig ist das Ganze nicht. Bewundernswert ist dabei der Antrieb des Künstlers, der hoffentlich auch nicht versiegen wird, damit man sich irgendwann zum Beispiel im Hafen von San Francisco von der künstlichen

Gänseblümchenwelt und ihrer Wirkung auf das eigene Bewußtsein verzaubern lassen kann und vielleicht irgendwann auch in Erfurt die Gebäudefassaden anfangen zu blühen. Das ist Thomas Nicolai und seinem Kunstprojekt auf jeden Fall zu wünschen und ein Besuch auf seiner Homepage www.daisyworldproject.de lohnt heute schon allemal.

René Ferchland



mobio-guerillaküche.

Guten Abend, Herr Mobio. Guten Abend, Herr Beck, mein Name ist Keil.

Wer ist dann Mobio? Mobio ist ein mobiles Bistro, das Speisen ausschließlich mit Zutaten aus biologischem Anbau zubereitet und anschließend mit dem Lasten-fahrrad ausfährt.

Aha, das hört sich ja interessant an. Woher stammt denn die Idee? Die Idee ist, wie bei den meisten guten Projekten, aus der Not heraus gewachsen. Geplant war ursprünglich eine feste Adresse in der Erfurter Altstadt, zu der jeder, der sich gesund und gut ernähren will, kommen kann. Wegen der ortsüblichen Pachten für Ladenlokale wurde diese Idee dann jedoch wieder verworfen. Dann kam die Idee mit dem Lastenfahrrad und der Guerillaküche ...

Moment, was bedeutet Guerillaküche? Guerillaküche bedeutet, daß überall dort gekocht wird, wohin wir bestellt werden, zum Beispiel auf dem nächsten Lagunefest am 13. Juni auf der Brachfläche in der Werner-Uhlworm-Straße.

Und wen wollen Sie erreichen? Jeden, der das Bedürfnis hat, sich gesund zu ernähren. Das sind in der

Mittagszeit vorwiegend Angestellte und Inhaber kleinerer Geschäfte, Arztpraxen, Anwaltskanzleien sowie auch vereinzelt Angestellte der Stadtverwaltung.

Am Nachmittag werden dann die Spielplätze entlang des grünen Gürtels vom Nordpark bis zur Quelle des Dreienbrunnenparks angefahren. Dort gibt es dann Obst und Gemüsesnacks vorwiegend aus heimischen Produkten sowie alkoholfreie Erfrischungsgetränke für Mütter, Väter und Kinder. Anschließend wird dann das neu eingerichtete Ladenlokal in der Moritzstraße 26 seine Türen täglich bis 22 Uhr öffnen.

Wie funktioniert das denn mittags? Entweder man bestellt für die gesamte Woche im Voraus mündlich, per Email oder telefonisch oder man kann sich auch optional direkt im Internet unter www.t-mobio.de den Wochenplan anschauen und dann direkt bestellen. Dabei gibt es immer die Wahl zwischen vegetarischer und veganer Ernährung. Zusätzlich wird einmal wöchentlich, immer am Mittwoch, Fleisch angeboten. Wenn man nicht für jeden Tag bestellen möchte, so ist das überhaupt kein Problem, die Tage können wahlweise festgelegt werden. Einzige Bedingung ist, daß bis spätestens 11 Uhr die Bestellung für den jeweiligen Tag eingegangen sein muß, weil wir täglich frisch kochen und auf Convenience-Produkte gänzlich verzichten.

Woher bekommen Sie denn dann Ihre Waren? Wir stehen mit verschiedenen regionalen Anbietern in Kontakt, Gemüse zum Beispiel bekommen wir von den »Grünschnäbeln« aus Cobstädt zweimal wöchentlich geliefert. Fleisch wird von Bauernhöfen aus der Rhön bezogen. Milch und Käse kommen von der Markusgemeinschaft aus Hauteroda. Frische Kräuter werden beim Gärtnerhof in Holzhausen eingekauft. Weiterhin wird eine Zusammenarbeit mit Biohof Gerster und Schloß Tonndorf angestrebt.

Und was soll das alles kosten? Wir haben uns auf die Mobiofahrten geschrieben, alles zu einem fairen Preis anzubieten.

Geht's nicht etwas konkreter? Mittagessen wird ab einem Bestellwert von 20 Euro ausgeliefert, wobei eine Portion jeweils 4 Euro kostet. Im Ladenlokal geht dann jede einzelne Portion über eine Waage, genau wie in einer Selbstbedienungsmensa.

Ich wünsche Ihnen und Ihrer Idee viel Erfolg.
Danke sehr.



Foto: Albert Heidler

krisenfest.

Am 5. Juni 2009 veranstaltet die Heinrich-Böll-Stiftung ein eintägiges Diskurscamp für kreativen Aufbruch.

Thüringen geht es gut: Das kulturelle Erbe alter Residenzstädte wie Gotha oder Gera zieht jährlich viele Touristen aus dem In- und Ausland an. Gemäß dem Kulturfinanzbericht des Statistischen Bundesamtes gehört Thüringen sogar zu den Bundesländern mit den höchsten Kulturausgaben pro Kopf. Andererseits ist zu beobachten, daß kaum jemand in Thüringen bleibt, dem an spannender Gegenwartskunst oder innovativen Projekten gelegen ist. Denn die Musik spielt eindeutig anderswo – in den Millionenstädten und gut vernetzten Metropolregionen der Republik. In Thüringen dagegen regiert das betuliche Nebeneinander und die Fixierung auf vergangene Größe: Während Weimar sich als musealer Hort der Hochkultur gefällt, glaubt Erfurt fast gänzlich auf zeitgenössische Kunst- und Kulturproduktion verzichten zu können. Statt jungen Kreativen Freiräume für ihre Projekte zu bieten, sponsert man hier lieber große Events zu historischen Jahresthemen. Ein substanzielles Kulturkonzept fehlt.

Eine solche kulturpolitische Strategie ist nicht nachhaltig, weil sie keine lebendigen Strukturen hinterläßt. Nicht zuletzt hat die internationale Diskussion um die »kreative Klasse« gezeigt, daß Lebensqualität und ökonomischer Aufschwung von Städten untrennbar mit der kulturellen Angebotsseite und der Tolerierung von subkulturellen Aktivitäten verbunden sind. Erst eine spezifische Ortsqualität und eine hohe Kontaktdichte schaffen den urbanen Humus, auf dem sich Kreativität, Kunst und Kultur entfalten können. Die Erfahrungen aus anderen Städten zeigen, daß das kreative Potenzial einer Kommune vor allem in ihrer Transformationsbereitschaft liegt. Kulturgetriebener Wandel benötigt einnehmbare Freiräume, die Akzeptanz neuer Wege und vor allem glaubwürdige Schnittstellenakteure in Politik, Verwaltung und Kulturszene, die den Veränderungsprozeß moderieren. Intelligente Zwischennutzungskonzepte können dazu beitragen, ein kostengünstiges Experimentierfeld zu schaffen, und zugleich auch die Aufwertung vernachlässigter Quartiere befördern. In Regionen, die ein echtes Bekenntnis zur Vernetzung in die Tat umgesetzt haben (z.B. Metropolregion Rhein-

Neckar), zeigt sich eine kreative Aufbruchstimmung. Warum sollte Gleiches nicht für Thüringen gelten, das mit seinen Universitätsstädten ein großes Potenzial aufweist?

Ein eintägiges Diskurscamp der Heinrich-Böll-Stiftung in Erfurt will danach fragen, was sich Thüringer Künstler und Kreative für eine Verbesserung der Situation wünschen. Im Dialog mit Politikern und Wissenschaftlern soll eine Bestandsanalyse vorgenommen und zukünftige alternative Wege skizziert werden. Verstehen sich Weimar, Jena und Erfurt überhaupt als Wohn- und Wirkungsorte für kreatives Schaffen? Wie wird die »Impulsregion« Thüringen mit Leben gefüllt, welchen Vernetzungsgrad gibt es bereits? Wo existieren gelungene Initiativen, wo gibt es Bedarf nach weitreichenden Visionen? Ein Markt der Ideen soll entstehen, der die Chancen für einen kreativen Aufbruch in Thüringen aufzeigt.

Ausgewählter Ort für die Veranstaltung, der zugleich von den AkteurInnen als besonders prädestiniert angesehen wird, soll das Alte Schauspielhaus Erfurt sein. Dessen vorhandene »Freiräume« sind Teil des Veranstaltungskonzepts und stehen exemplarisch für den visionären Umgang mit ihnen.

Die Heinrich-Böll-Stiftung bietet eine eintägige Plattform mit diesen Themen:

- (1) Mehr als die Summe seiner Teile – Der gemeinsame Kulturraum als Chance
- (2) Wir da unten, ihr da oben – Erfurt zwischen Aufbruch und Abbruch
- (3) Schneller, höher und weiter – Wie kreativ ist Thüringen wirklich?
- (4) Meine Stadt, mein Viertel, mein Projekt – Was verstehen wir unter Ortsqualität?

» **KrisenFest: Freitag, 5. Juni 2009. Das ausführliche Programm zur Veranstaltung erhält man ab 01.05.2009 unter www.boell-thueringen.de oder www.boell.de**

fünf fragen an: Brot, Bernd



Bernd, laß mich eines bitte gleich am Anfang feststellen. Daß ich dir hier jetzt fünf Fragen stelle hat zwei Ursachen. 1. Der ganze Medienhy-pe um deine Person läßt dich in meinen Träumen auftauchen, auch in den Drogenträumen. Und 2. Ich bin gerade auf drei verschiedenen Trips (ich glaub, da war etwas in dem Hühnchen). Deswegen, und nur deswegen interviewe ich hier eine 135-Ki-logramm-Plaste-Statue. Laß es uns kurz machen, ich glaub, ich muß sonst kotzen.

Du wurdest also entführt? So steht es zwar in den Zeitungen, aber eigentlich wurde ich befreit. All die kleinen Kinder, meine sogenannten Fans, haben sich köstlich amüsiert, wenn man im KiKa Aufnahmen aus meinem persönlich Abu Gohreib gebracht hat. Die haben mich gefangengehalten und dann hat man mich auch noch mit Fußfesseln nebens Rathaus gekettet. Ist es laut Genfer Konvention nicht eigentlich verboten, Gefangene zur Schau zu stellen?!

Du wurdest also von deinen Fußfesseln befreit, wie ging es dann weiter? Ja, es ging ganz schnell. Wir haben per Webcam den Trubel verfolgt. Kannst du dir vorstellen! Erst gegen Mittag haben die mitbekommen, daß ich weg bin. Naja, dann war ein hektisches Hin- und Herziehen angesagt. Meine Freunde wollten mir ja so lange wie möglich ein Leben in Freiheit ermöglichen. Aber schließlich haben mich meine alten Folterknechte doch noch gefunden.

Okay, bis hier kenne ich die Geschichte. Erzähl, was dann passiert ist ... Dann kamen die Männer in Grün und haben mich überall angefaßt. Dann ging's wieder zurück nach Erfurt, wo die mich über und über mit schwarzem Puder bedeckt haben. Nach Fingerabdrücken haben die gesucht, sogar in meinen ganz privaten Krümelkanten waren sie mit ihren kleinen Pinselchen. Und stell dir vor, sie haben jetzt die Fingerabdrücke von jedem Drecksgör in Erfurt. Jetzt, wo der Verfassungsschutz auch Kinder überwacht, bin ich froh, meinem Land so gedient zu haben. Ich hoffe, die bekommen jetzt alle eine Akte und werden zur Fahndung ausgeschrieben.

Ich wage jetzt mal eine Suggestivfrage, auch wenn die im »echten« Journalismus verpönt ist: Du bist also traurig darüber, wieder da zu sein? Sach mal, was hat dir denn das Hirn verkleistert. Natürlich bin ich nicht froh, wieder da zu sein. Ich bin hier gefangen. Man hat meine Füße mit riesigen Bolzen in die Erde gerammt. Wenn jetzt noch zwei Metallbolzen in die Hände und ein Stich in die Seite dazu kommen, kann ich glatt eine Religion gründen! Aber weißt du, was die Spießler außerdem gemacht haben?

Nein, was denn? Die haben mir einen Peilsender in den Arsch gerammt. Und haben gesagt, sollte ich je wieder versuchen zu fliehen, dann finden die mich. So wahr ihnen Schäuble helfe!

ELEGOISTE

© M.F. SALZMANN



Wir stehen immer noch in der Pflicht, verantwortungsvoll mit Steuergeldern umzugehen.

Karl-Heinz Kindervater

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN
hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

wanna be a held?

– Mit dem Projekt »kaltstart« für mehr Jugendengagement in Thüringen. Plattform e. V. ist der Name eines noch recht jungen Vereins in Erfurt. Wie der Name verrät, will der Verein Plattform und Netz-Werkstatt für junge Engagierte, Interessierte und Freiwillige zwischen 16 und 26 Jahren, deren Ideen, Initiativen und Wissen, sein.

Steffen Präger, einer der Vereinsgründer, kam vor fünf Jahren nach Erfurt und stellte fest: »Ein Modell wie die Servicestelle für Jugendbeteiligung, wie sie in anderen Bundesländern eine feste Größe in Sachen Jugendengagement ist, gab es hier nicht. Neben anderen Aufgaben, die wir uns gestellt haben, möchte der Verein diese Lücke nun schließen.« Er und seine Kollegen schöpfen aus ihren langjährigen Erfahrungen in der Jugend- und Projektarbeit in Sachsen und Sachsen-Anhalt. Das eigens initiierte Projekt »kaltstart« soll nun Startschuß für das Konzept »Servicestelle Jugendbeteiligung Thüringen« sein und damit weitere Impulse für mehr Engagement junger Leute geben. Dem Wort Jugendbeteiligung haftet oft der bittere Beigeschmack von Wahlwerbung an, doch hier lenkt Martin Arnold, Projektbegleiter von »kaltstart«, ein: »Darum geht es uns nicht – schließlich sind wir ein gemeinnütziger Verein! Der Fokus liegt ganz klar auf dem Gestaltungswillen junger Menschen – in der Schule, im Dorf, im Stadtteil oder darüber hinaus. Vielerorts wird dabei mehr für als mit den Jugendlichen entschieden. Das ist ärgerlich, denn so wird man den Anliegen und Bedürfnissen junger Leute einfach nicht gerecht. Deswegen rufen wir die Jugendlichen direkt auf: Wanna be a Held? – denn wer es anpackt, sein Umfeld auf ehrenamtlicher Basis zu gestalten, Projekte und Ideen zu realisieren, ist für uns durchaus ein Held.« Jugendlichen muß einfach der Freiraum gegeben werden, ihre Ideen umzusetzen – eine Losung, der sich viele Initiativen verschreiben. Aber wie genau sieht das aus? Wo ist das Forum, das diese Ideen konkret unterstützt, indem es handelt? »Oft wird ein gutes Konzept verworfen, weil es an dem entsprechenden Know-how mangelt oder weil die Jugendlichen mit ihren Vorhaben über weite Strecken allein dastehen würden«, so Präger.

Genau hier setzt der Verein an und hilft den Jugendlichen auf die Sprünge: mit gezielten Informationen, einer – wenn gewünscht – langfristigen Projektbegleitung und nicht zuletzt der Qualifizierung, die

nächsten Ideen eigenständiger in die Tat umzusetzen. Mit dem Projekt »kaltstart« ist hier der erste Schritt bereits getan: Anfang Dezember letzten Jahres trafen sich eine Reihe Jugendlicher zum gemeinsamen Ideen- und Erfahrungsaustausch. Dabei ging es auch um die Hürden, die es zu nehmen gilt, wenn man mit einer guten Idee an Behördentüren klopfen oder wenn die Kostenfrage eines Projekts zu klären ist. So kann Plattform e. V. zwischen jugendlichen Antragstellern und Entscheidungsträgern vermitteln. Vom 3. bis 5. April findet die erste Heldenkonferenz in Erfurt statt: Das zweite Treffen jugendlicher Engagierter soll der positiven Resonanz des Dezember-Termins Rechnung tragen und noch mehr Teilnehmer einbeziehen. Hier werden Ideen, Vorschläge und Forderungen untereinander und mit Referenten aus der Praxis diskutiert. Natürlich soll dabei auch wieder das Netzwerk der Ehrenamtlichen weiter geknüpft werden.

Kathleen Schlott

» **Alle Interessierten sind dazu herzlich eingeladen!**
» **anmeldung@kaltstart.info** » **www.kaltstart.info**



rote hilfe jetzt auch in erfurt!

Im Dezember 2008 wurde in Erfurt eine Ortsgruppe der »Roten Hilfe« gegründet. Die Rote Hilfe ist eine parteiunabhängige, strömungsübergreifende Schutz- und Solidaritätsorganisation, die politisch Verfolgte aus dem linken Spektrum unterstützt. Die Unterstützung gilt allen, die als Linke wegen ihres politischen Handelns, z.B. wegen presserechtlicher Verantwortlichkeit für staatsverunglimpfende Schriften, wegen Teilnahme an spontanen Streiks, wegen des Widerstands gegen polizeiliche Übergriffe, vor Gericht gestellt und im schlimmsten Fall verurteilt werden. Die Rote Hilfe unterstützt aber auch jene, die in einem anderen Staat verfolgt werden und denen hier nach deutscher Asylgesetzgebung politisches Asyl verweigert wird.

Wer an Demonstrationen oder Veranstaltungen teilnimmt, läuft immer auch Gefahr, mit Polizei und Justiz konfrontiert zu werden. Die Rechtshilfetips der Roten Hilfe geben wichtige Hinweise zum Umgang mit den staatlichen Repressionsorganen in brenzligen Situationen.

Die Rote Hilfe bietet an, gemeinsam mit den Angeklagten den Prozeß vorzubereiten, sie hilft bei der

Suche nach Anwälten/innen und sorgt durch Solidaritätsveranstaltungen, Spendensammlungen und Zuschüsse aus den Beitragsgeldern dafür, daß die finanziellen Belastungen von vielen gemeinsam getragen werden. So können Anwalts- und Gerichtskosten teilweise übernommen werden, aber auch bei anstehenden hohen Geldstrafen ist eine Unterstützung durch die Rote Hilfe möglich.

Bis jetzt konnte in Erfurt bereits einigen Betroffenen staatlicher Repression geholfen werden, im vergangenen Jahr wurde eine Veranstaltung über die Geschichte der Roten Hilfe in der BRD durchgeführt und am 18. März, dem »Tag der politischen Gefangenen«, wurden verschiedene Aktionen organisiert. In Planung ist eine Veranstaltung zum Thema »Freiheit stirbt mit Sicherheit – Was ist falsch am neuen BKA-Gesetz«.

**» Weitere Informationen und Kontakt zur Roten Hilfe unter: <http://rotehilfeerfurt.blogspot.de>
» Solidarität ist eine Waffe! Schafft Rote Hilfe auch in Erfurt!**

letzte runde.

In den letzten acht Jahren hat sich das Besetzte Haus auf dem ehemaligen Topf&Söhne-Gelände zu einer festen Größe in der Erfurter Soziokultur entwickelt. Vielleicht ist das Gelände schon geräumt, wenn das hEFT erscheint. Am 27.3. entscheidet das Landgericht Erfurt über eine Räumungsklage der Domicil Hausbau GmbH aus Mühlhausen. Die Klage der Immobilienfirma richtet sich zwar nicht gegen die BesetzerInnen, sondern gegen 22 Personen, die vor dem Besetzten Haus oder bei einer Soli-Besetzung in der Hohenwindenstraße aufgegriffen wurden, aber das Gericht scheint der Rechtsauffassung zu folgen, daß auch Sympathisanten haftbar gemacht werden können: »Es kann auch ideelle Hausbesetzung geben«, wie der vorsitzende Richter Schilling sinngemäß am ersten Verhandlungstag am 13.3. sagte.

Unabhängig davon, was das bürgerliche Recht feststellt, bleibt das Problem von 30 Personen und zahllosen Projekten, die durch eine Räumung obdachlos werden. Nach wie vor gibt es kein positives Signal von der Stadt, die sich aus den Verhandlungen mit den BesetzerInnen zurückgezogen hatte, nachdem diese ein ungeeignetes Objekt in der Auenstraße abgelehnt hatten.

Was es für die Kommunalwahlen bedeutet, wenn

eine Stadtspitze von SPD und »Die Linke« zuschaut, wie ein antifaschistisches Projekt auf die Straße gesetzt wird, bleibt abzuwarten. Die BesetzerInnen werden auf jeden Fall keine Ruhe geben. In den 20 Jahren seit der »Wende« war Erfurt nur von 1998 bis 2001 ohne selbstverwaltetes Zentrum, insofern ist davon auszugehen, daß auch nach einer Räumung nicht das Ende der Geschichte erreicht ist. Aber auch die Räumung wird nicht ungestört über die Bühne gehen. Die Blogger »Haendeweg« rufen zu vielfältigen Aktionen auf und die Kampagne »Platz nehmen« will die Räumung mit einer Sitzblockade ver- oder behindern.

Karl Alle

**» Webseite der BesetzerInnen: www.topf.squat.net
» Hände weg: www.haendeweg.blogspot.de
» Platz nehmen: www.platznehmen.blogspot.de
» Für die nicht unerheblichen Kosten der Rechtsstreitigkeiten wurde ein Spendenkonto »Repressionskosten selbstverwaltete Zentren in Erfurt« eingerichtet. Kontoinhaber: Reinhold Halbleib, Konto-Nr.: 1000500337, Sparkasse Mittelthüringen, BLZ 82051000**

liegt ein mann im boot.

»Cord Framhuysen war ein Profi, und er war es gern.« – in der gerade erschienenen Kriminalnovelle, die einfach den Nachnamen des ehemaligen Tennislehrers trägt, geht es ganz und gar nicht um ihn als Tennisprofi. Ein solcher hatte er durch den tragischen Verlust eines seiner Augen nicht werden können. Der etwas exzentrische Fünfziger Framhuysen ist Profi im Haushüten, kriegt dafür gutes Geld, denn es sind Häuser von reichen Leuten. So auch das Landhaus eines berühmten Schauspielers, das er mit seinem verbliebenen Auge zunächst im Blick behält, bis er aber feststellt, daß er nicht alleine ist. Am Ufer liegt ein Boot und im Boot liegt ein Mann.

Doch Framhuysens Ruhe wird nicht nur dadurch gestört, zu allem Überfluß reist auch noch seine geldgierige Tochter an, zu der er bisher keinen Kontakt hatte. Eine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Vater und Tochter bleibt uns der Autor und Literaturwissenschaftler Christoph Steier leider schuldig. Die Lösung des Kriminalfalles aber nicht, auch wenn

der mysteriöse Mann aus dem Boot es dem Haushüter nicht leicht macht.

Interessant liest sich die Exzentrizität von Framhuysen, dem es keineswegs zuwider ist, monatelang allein auf fremde Häuser aufzupassen und darauf zu achten, daß die Gerüche in den Zimmern erhalten bleiben, denn das paßt gut zu seiner Vorliebe für Stabheuschrecken, die er nach lahmarschigen Tennisspielerinnen benennt und mit Wasser besprüht. So richtig warm wird man weder mit ihm noch mit seinen Antagonisten, die kühl wirken und teilweise beschämende und rassistische Vorurteile haben.

Der Autor lädt also zwar nicht in eine gefühlvoll-subtile, dafür in eine kriminalistisch-spannende Welt der Schönen und Reichen ein, in der der eigentliche Kriminalfall auch nicht ganz unter der Kommerzlawine von »Rolex«, »Mars«(-Riegeln) und »Red Bull« untergeht. Steier entlarvt in seinem zweiten Werk nicht nur seine Hauptfigur als Fan vom »Perfekten Dinner«, sondern letztlich auch den Bösewicht.

» **Christoph Steier: »Framhuysen« ist im mitteldeutschen verlag erschienen, ISBN 978-3-89812-616-8, 16 Euro**

laßt mein volk ziehen!

Die Gedichte von Volly Tanner lassen tief blicken – trotzdem: ein Gedicht fehlt immer noch! Mit seinem neuen Buch blickt er aufs Neue durch die Welt, die man nicht feige sich selbst überlassen darf:

Die besten Vorsätze
Sind Schalldämpfer
Wenn auf den Hinterhöfen
Ghetto gespielt wird
Wenn nichts mehr zu erreichen ist
Ein Leben lang
Nur Statistenexistenzen
Und Warteschleifen

Am 30. Mai 2009 stellt Volly Tanner sein neues Buch im Tiko in Erfurt vor. Los geht's um 21 Uhr. Anschließend gibt's noch Krach aus der Dose. Also nichts wie hin!



» **30. Mai 2009, Volly Tanner: »Lasst mein Volk ziehen!«, Café Tiko, 21 Uhr**
» **www.garstiko.de**

termine.

- » **02.04.** 20:00 Uhr, Erfurt, Modehaus Papenbreer, Anger 23: Der Mantel – zum 200. Geburtstag von Nikolai Gogol liest der Weimarer Schauspieler Detlef Heintze die tragisch-komische Geschichte, präsentiert von LesArten
- » **07.04.** 10:00 Uhr, Erfurt, atelier puppenspiel, Marktstr. 6: Figurentheater Jaboni: »Giraffe ist die Größte« (ab 5 Jahre)
- » **19.04.** 14:00 Uhr, Erfurt, Begegnungsstätte Kleine Synagoge: der Verein russischsprachiger Schriftsteller gestaltet diesen Nachmittag mit Literatur des russischen Schriftstellers Nikolai Gogol
- » **21.04.** 20.00 Uhr, Weimar, Kulturzentrum mon ami, Goetheplatz 11: Lesung mit Wiglaf Droste
- » **23.04.** 20:30 Uhr, Erfurt, Offene Arbeit, Allerheiligenstr. 9: Themenabend: »Kreationismus – wider die Wissenschaft«. Film und Diskussion
- » **25.04.** »Thüringer Tag der Literatur«: Lesungen und Literaturveranstaltungen in ganz Thüringen. Ausführliches Programm unter: www.thueringer-literaturrat.de

- » **27.04.** 19 Uhr, Erfurt, Engelsburg, Allerheiligenstr. 20/21: »Plauderabend Deluxe«: Drei-Gänge-Menü und Lesung aus: Carlos Maria Diminquez »Das Papierhaus«
- » **27.04. bis 16.05.** »Tucholsky, Gedichte und anderes – Lesungen zu Demokratie, Nazismus und Antisemitismus«. Kurt Tucholsky war die niemals korrumpierbare Stimme gegen Militarismus und Nazismus und vor allem gegen die Gleichgültigkeit. Eine szenische Lesung zu Demokratie, Nazismus und Antisemitismus. Mit Kathrin Vitzthum und Thomas Rietschel, Erfurt; MOBIT Erfurt, Pfeiffersgasse 15
- » **16.05.** 20:00 Uhr, Erfurt, Pfarrkirche St. Nicolai und Jacobi (Schotten), Schottenstraße: Grube und Pendel und andere Geschichten – zu Edgar Allan Poes 150. Geburtstag liest Ulrich Pleitgen, präsentiert von LesArten
- » **17.05.** 14:00 Uhr, Erfurt, Begegnungsstätte Kleine Synagoge: Der Verein russischsprachiger Schriftsteller »Slovesnost e.V.« veranstaltet diesen Literaturnachmittag rund um Alexander Puschkin

himmelfahrt in bittstädt!

Sieben Jahre sind seit dem letzten Bittstädt-Open-Air ins Land gegangen. Gerüchte um eine Fortsetzung dieses legendären Festivals machten seitdem immer wieder die Runde. Nun ist es soweit: Das feinste und entspannteste Open-Air Thüringens feiert seine Auferstehung als »Himmelfahrten«-Festival vom 21. bis 24. Mai auf der Waldbühne in Bittstädt bei Arnstadt. Daß es trotz neuem Namen an das bisherige Konzept anknüpfen soll, verrät uns Paul Kühn, »Himmelfahrten«-Organisator und selbst Bittstädt-Fan der ersten Stunde: »Die Leute sind herzlich eingeladen, entspannt die Mai-Sonne zu genießen, gute Musik zu hören, zu feiern – einfach ein freundlich-fröhliches Festival zu erleben.«

Spektakulär geht's schon am Himmelfahrtstag los: die ostdeutsche Guitar-Picking-Legende Eberhard »Fireguitar« Struch bearbeitet seine Gitarre solange, bis sie in einem Feuerwerk verglüht – ein himmlischer Wahnsinn! Anschließend ist Himmelfahrten-Partytime mit Philip & Mennewitz, der zur Zeit angesagtesten Feierformation Thüringens. Am Freitag starten Dear Machinery (Grunge) und Jancee Pornick Casino (Russian American Rockabilly), bevor Vicky Vomit mit Band und Feuerwerk die Bühne betritt. Anschließend lassen die

Rocker von Thor mit ihrer fabelhaften Show die Bühne erzittern. Samstag eröffnen Daddy U and the Hitkids, gefolgt von den Kraut-Rock-Barden Mother's Little Helpers, und schließlich fliegen bei Crazy Crowd AC/DC-Kracher stromlinienförmig durch die Nacht. Am Sonntag klingt das Festival mit der Undertaker Blues Band – ein wahrer Bittstädt-Klassiker – und Bed Rock Five aus.

Freitag und Samstag Nachmittag heißt es: open stage. Ihr seid eingeladen, die Bühne zu erklimmen und eure Songs zum besten zu geben. Anmeldung erwünscht. Überhaupt: Wer Lust hat, das Festival zu unterstützen – freiwillige Helfer, die sich ihr Festivalticket vor Ort verdienen wollen, sind jederzeit willkommen. »Denn das Himmelfahrt-Wochenende in Bittstädt«, so der Wunsch von Kühn, »soll sich in den nächsten Jahren wieder fest als Start in die Open-Air-Saison etablieren«. Und das mit fairen Preisen: Festivaltickets sind für spektakuläre 25 Euro erhältlich; die Preise für die Tagestickets liegen zwischen 5 und 15 Euro. Stellplätze für Auto und Zelt sind reichlich vorhanden. Einem ordentlichen Bittstädt-Trip steht also nichts mehr im Weg.

» **Alle Infos:** www.himmelfahrten2009.de

zauberhafte märkte. Von Stefan Werner



www.framkon.de

Freunde! Wir wollen auch in Zukunft Autos kaufen, ins Stadion gehen, den Einzelhandel erfreuen, Kredite aufnehmen, Urlaub auf Pump machen; kurz: Brot und Spiele genießen. Dafür brauchen wir nicht zwingend die Wahrheit. Vielmehr brauchen wir gute Prognosen und schöne Luftschlösser. Mit dem entsprechenden Ruck spielt auch der RWE bald Bundesliga.

Gut, mit dem letzten globalen Ruck hat's nicht so geklappt. Daran konnte auch das Sommer-

märchen 2006 nichts ändern. Das einzige, was damals wirklich Hochkonjunktur hatte, waren Deutschlands Herzkliniken. Der Rest war ein einziges Mißverständnis. Was mit einem leichten Ruckeln auf den Finanzmärkten anfang, endete bekanntermaßen in der aktuellen globalen Eruption. Ja, da hat's bei einigen richtig gerummst. Und aus »Es kriselt ein bißchen« wurden kleine und große Krisen, und jetzt warten alle gebannt darauf, wann bei der Börsentante der Tagesschau die Lichter ausgehen.

Für mich persönlich hat sich bisher nichts verändert. Mein Marktwert liegt immer noch weit unter dem Rot-Weißer Ex-Recken, wie Albert Bunjaku. Wahrscheinlich muß ich sogar Geld mitbringen, wenn ich sonntags bei der SG »An der Lache« auflaufen wollte. Egal, der RWE hat ein schönes Sümmchen bekommen und ich übe mich weiterhin in Bescheidenheit.

Wohin Gier und Größenwahn führen, ist seit Nero hinlänglich bekannt. Es braucht also niemanden zu wundern, warum es um die Hypo Real Estate und Schaeffler und Co. so beschissen steht. Selbst vor dem Fußball macht die Krise nicht halt. Es hat schon seinen Grund, warum es Vereinen wie den Bayern und Schalke derzeit so richtig durch den Darm geht. Aber man muß gar nicht so weit fahren. Da reicht ein Kurztrip in Richtung Lobeda. Wer über die letzten Jahrzehnte die Bilanz mit dem Verweis auf den AS Rom verfälscht, der muß sich nicht wundern, wenn man gegen Wismut Aue in eine ausgewachsene Krise rauscht.

Aber keine Sorge, bevor es

ganz dicke kommt, kommt ein weiteres Konjunkturpaket. Klar, es wird kein Hypo-Real-Milliarden-Finanzschirm, aber vielleicht so 'ne Art Abwrackprämie, die man eigens für die 3. Liga auflegt. Eine Prämie, die mit Blick auf altgediente, zweit- und erstligaerfahrene Fußballer greift. Deren Verbrauch steht bekanntermaßen in keinem Verhältnis zu ihrer Leistung und nach Berlin kommst du mit denen auch nicht. Nur eins ist klar, für einen Ziegner bekommst du keinen Mercedes, es sei denn, du zahlst richtig drauf.

Unberührt von der Abwrackprämie bleiben Schieds- und Linienrichter. Was da mal wieder im Spiel gegen Paderborn abging, hatte RTL-Potential: »Die 10 verrücktesten Ideen, sich eine Inneneinrichtung von Möbel FINKE zu besorgen«. Zur Erläuterung: Der große Paderborner Illusionist David »Güvenisik« Copperfield gab mal wieder seine Zaubervorstellung von der unsichtbaren Faust im Strafraum. Simon »Linienassi« Marx zeigte sich davon so beeindruckt, daß er nicht an sich halten konnte, das Feld stürmte und seinen Referee Marco »wäre ich mal besser zu Hause geblieben« Achmüller darauf aufmerksam machte, unseren Möckel mit der Arschkarte zu belohnen. Da ich nicht an Zauberei sondern an den reinen Pragmatismus glaube, hoffe ich, daß sich Güvenisik, Marx und Achmüller beim Paderborner Hauptsponsor für die Showeinlage was Ordentliches ausgesucht haben.

So, nach diesem zauberhaften Wochenende muß auch der RWE die guten Wachstumsprognosen aus 2008 korrigieren. In diesem Sinne, immer schön bescheiden bleiben.

»Mein Freund trinkt den aber auch sehr gerne!« konterte die Kollegin, als ob das ein Argument wäre und »Meinfreundmeinfreundmeinfreund«-Sätze für sich genommen nicht schon zuverlässig das Bedürfnis zum Davonlaufen auslösten. Beim von ihr mitgebrachten Wein, den ich zuvor einer kritischen Kommentierung unterzogen hatte, handelte es sich um ein Produkt aus dem önochemischen Kombinat Ernest & Julio Gallo in Kalifornien – also um eine weinähnliche Substanz, deren Herstellung nur noch wenig mit Weinbau, viel aber mit Getränkeindustrie zu tun hat.

Da läßt sich natürlich sagen: Na und? – das Zeug sieht aus wie Wein, schmeckt irgendwie wie Wein, man kann es zweifellos trinken, und man wird davon sogar besoffen. Stimmt ja auch – sofern das der Anspruch ist, und nicht mehr. Manchen reicht es ja auch, wenn nach dem Essen der Bauch voll ist oder man vor dem Fernseher den Abend rumgekrigelt hat, ohne an etwas gedacht zu haben – schließlich soll es tatsächlich funktionieren, von Dosenravioli satt und von GZSZ unterhalten zu werden. Genießen jedoch hat eine zusätzliche Komponente, die danach fragt, was man ißt und trinkt und warum, und dies als Teil der Kultur begreift, die man lebt und die einen umgibt. Und so macht es einen Unterschied, ob ein Nahrungs- und Genußmittel als Erzeugnis einer Raffinerie ausgeschieden wurde, oder es mit Verstand und vor allem Respekt vor Landschaft und Umwelt hergestellt wurde. So sei in dieser Folge des hEFT-Weinberaters dafür plädiert, Wein als ein Kulturgut zu begreifen, bei dessen Genuß der Kopf nicht bloß als das melonenförmige Ding betrachtet, in das man Gesöff einfüllt, von dem es sich einem dreht.

Qualitätsweinbau ist eine der personalintensivsten Formen der Landwirtschaft. Es geht dabei nicht nur darum, die Reben zu pflegen vom winterlichen Beschnitt bis zur Lese, es gilt vielfach auch, Weinberge in ihrem Bestand zu erhalten und beispielsweise, kunstvoll angelegte Terrassen instand zu halten und somit zum Bestand alter und faszinierender Kulturlandschaften beizutragen. Wer mal durch die Weinberge am Rhein oder an der Mosel ging oder oftmals kletterte, kann ermessen, was es bedeutet, in aufwendiger Handarbeit dem einen oder anderen Fleckchen, durch

Trockenmauern an den Fels geklebt, noch einen Ertrag abzutrotzen. Daß sich dabei ein Maschineneinsatz über die elektrische Rebschere hinaus verbietet, versteht sich dabei nicht nur wegen der Örtlichkeit von selbst, sondern auch, weil nur konsequente Handarbeit ein optimales Lesegut liefert. Und daß dies zwangsläufig etwas anderes ist, als wenn ein satellitennavigierter Vollernter über endlose Rebflächen rattert und dabei alles abrupft, was in seine Reichweite kommt – also auch unreife Trauben, vergammelte Trauben, Vogelnester – und was naturgemäß auch mitvermostet wird. Dabei ist die Qualität der Trauben, die in den Keller einfahren, das Wesentliche, und was daran nicht stimmt, das kann die raffinierteste Kellertechnik nicht mehr ausbügeln, da geht nur noch Schadensbegrenzung.

Es gibt heutzutage ja neuartige Verfahren, die im Massenanbau nicht vermeidbare Mängel auf technischem Wege auszugleichen gedenken, indem die Brüche in guter alter industrieller Verwertungslogik in ihre Bestandteile zerlegt und nach Belieben wieder zusammengesetzt wird – und dann noch ein Teebeutel mit Holzspänen in die Plörre, und fertig ist der »Barrique«-Geschmack.

Nun muß aber indessen ein Industrieprodukt nicht notwendigerweise schlecht sein – die Frage ist, was man will: ein Erzeugnis mit normierten, immer gleichen Eigenschaften, wie es vielleicht bei Schrauben oder Kopfschmerztabletten sinnvoll und wünschenswert sein mag? Ein Produkt mit standardisiertem, immer gleichem Geschmack, von dem es viele Millionen identischer Flaschen gibt, und bei denen Herkunft, Zusammensetzung und Herstellungsweise des Inhalts ebenso im dunkeln liegen wie bei Coca Cola? Oder will man ein Geschmackserlebnis, das Raum für Entdeckungen und Überraschungen läßt, das eben nicht immer gleich schmeckt, das einen Bezug zu dem Fleckchen Erde herstellt, wo es herkommt, und zu dem Menschen, der es hergestellt hat? In dem man das Klima und die Landschaft schmeckt?

Das ist die Frage, und zu ihrer Beantwortung ist die Einschaltung des Kopfes ebenso notwendig wie Aufwand, Mühe und Geduld. Hat denn jemand behauptet, daß Kultur etwas ist, für das all dies nicht nötig wäre?



das gelbe monster unterwegs.

Wie kommt das hEFt eigentlich dorthin, wo es in den Blick geriet, eine Hand nach ihm griff und Augen nun darin schmökern? Indem es unterwegs war. Im doppelten Wortsinn – es war unterwegs und damit war es: hEFt unterwegs. Wie? Na so:

Per Fahrrad, mit einem Auto, zu Fuß oder mit dem Zug ist jemand hierher gekommen und hat diese Ausgabe verteilt. Am Freitag, am Tag nach der hEFt-reliest war es soweit. Keine Handvoll Personen mit ihren vier Fahrrädern trafen sich auf der »einzigen bebauten und bewohnten Brücke nördlich der Alpen« (erfurt.de). Von allen Vieren plus Drahtesel ist ein Rad am wichtigsten: das gelbe Ungetüm. Denn es bietet Stauraum für sieben Pakete voll mit hEFten, sieben Pakete à vier Kilogramm. Zur Stabilisierung besitzt das gelbe Monster am vorderen Ende stützende Räder, die das 32-Kilo-Gerät – wir haben es lieb – aufrecht halten, wenn es anhält. Die anderen Fahrräder sind purer Durchschnitt an Aussehen, Gewicht, Aufbau und damit nicht der Rede wert. Im zweiten Schritt entfaltet der holde Herr des Monsterbikes zwei Zettel, auf denen die kleine und die große Runde durch Erfurt notiert sind, die Anwesenden wer-

den in zwei Gruppen geteilt und machen sich auf den kleinen und den großen Weg.

Die kleine Runde, die so heißt, weil der Radius weniger groß ist als bei der großen, beginnt schon auf dem Wenigemarkt. Dort wird der erste Karton geöffnet, zwanzig hEFte werden herausgenommen und in das Café gebracht. Dort wird es nur aus bloßen Anstandsgründen nicht aus den Händen gerissen und nimmt stattdessen gesittet seinen Platz ein. Dieser Platz liegt übrigens häufig auf dem Weg zur Toilette, ein klug gewählter Ort, denn dort geht fast jeder Gast einmal lang. Vom Wenigemarkt zum freien Radio, von dort in die Michaelisstraße, wo schon das Kunsthaus wartet. Anschließend in die Marbacher Gasse (Rad-technisch guter Weg) zur Stadt- und Regionalbibliothek und dann hinein in die Pergamentergasse (Rad-technisch schlechter Weg). Noch mal durch die meistfotografierten Straßen



der Stadt bis zum Anger – wo wir selbstverständlich vor 18 Uhr schieben –, zum alternativen Kino, Mieterbund, Buchhandlung, am ehemaligen, wiederentstehenden Garten vorüber. Schließlich über die Lange Brücke zurück in die wogenden Massen. Denn auch durch die Kirchhofsgasse, das schmalste Öhr der kleinen Runde, müssen sich das gelbe Monster und das dezente zweite Rad zwängen, um zu merken: Ja, es ist Erfurt, wo verteilt wird. Übrigens wird die kleine Runde drei Mal pro Ausgabe angefahren, um für Nachschub zu sorgen, wo er gebraucht wird.

Die große Runde geht weiter hinaus, bis zur Universitätsbibliothek und in die Fachhochschule. In andere, jüngere Städte des Landes, nach Jena, Weimar, Ilmenau und Gotha gelangen die hEFte in Zügen und Autos – für diese extragroßen Runden haben sich keine Radfahrer gefunden. Im Briefkasten landet das hEFt auch, und zwar bei jenen, die es abonnieren. Damit es dort ankommt, sind Briefträger mit ihren eigenen, viel moderneren gelben Monstern unterwegs.

Die hEFte haben schon was erlebt, bevor sie gelesen werden. Manche verbrachten schon Nächte vor Lokalen, weil kurz nach Silvester die Türen verschlossen blieben, da kein Wirt mit Kundschaft rechnete. Sie mußten auch schon im Wolkenbruch vor dem Kunsthaus stehen, während sich zwei Fahrer im Trocknen und zum Trocknen eine Ausstellung ansahen. Manchmal wird den neuen hEFten in Geschäften, Kneipen, Cafés Platz freigeräumt. Einmal fiel das Monster bei Schnee und Eis voll bepackt der Länge nach hin und mit ihm sein Fahrer. Freundliche Passanten blieben stehen und halfen ihnen auf (weder dem Fahrer, noch dem Rad war etwas passiert), selbstverständlich lernten die freundlichen Passanten im Gegenzug das hEFt kennen. So hatten auch diese hEFte ihr Abenteuer bestanden.

Das hEFt, in dem diese Zeilen gerade gelesen werden, war ebenfalls unterwegs und hat gewiß sein Abenteuer erlebt, bis es in die Hände und unter diese Augen gelangte.

Julia Reinard



Eine Flagge kann auch dann noch an den Mast genagelt werden, wenn das Schiff untergeht.

I. »Einige werden uns für verrückt erklären, weil wir in Zeiten der Weltwirtschafts- und Finanzkrise weiter an der finanziellen Unterstützung von Kunst festhalten«, sprach kürzlich ein Vertreter der Landesregierung bei einer Ausstellungseröffnung im Thüringer Landtag. Wirklich? Ich glaube, da hat jemand die Stimmung in der Bevölkerung noch nicht registriert und vor allem nicht den Stellenwert von Kultur. Mehr als nur verrückt ist die Tatsache, wenn Spieler im Casino, die Milliarden verzockt haben, neue Milliarden vom Staat bekommen – für die nächste Runde. Die Unzufriedenheit wächst. Ist das schwindende Vertrauen in Banken, Wirtschaft und Politik eine Chance oder eine Gefahr? Eine Gefahr nur dann, wenn die Hoffnung auf das Gestern fokussiert wird. In den letzten 20 Jahren sind wir schon zu oft vom Wählervolk überrascht und enttäuscht worden. Wie sagte es doch so treffend der Dramatiker und Mathematiker Heiner Müller (Rest in Peace!): »Zehn Deutsche sind natürlich dümmer als fünf Deutsche.«

Change entsteht nicht durch ein neues Kulturkonzept in Erfurt oder durch Landtagswahlen in Thüringen. Kultur entsteht nicht im Erfurter Rathaus und auch nicht in der Jürgen-Fuchs-Straße 1. Politik hat mit dem Schaffen von Kultur so viel zu tun wie Hollywood mit Hoyerswerda (ich weiß, ist geklaut, vielen Dank Andreas Dresen). Es kann nicht oft genug gesagt werden: Kultur ist auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Eine Million Menschen arbeiten in Deutschland in der Kultur- und Kreativbranche. Damit zählt sie für das Bundeswirtschaftsministerium zu den Schwergewichten der Volkswirtschaft. Mit einem Anteil von 2,6 Prozent am Bruttoinlandsprodukt und einem Umsatz von 130 Milliarden Euro liegt die Kultur zwischen der chemischen und der Automobil-Industrie.

Das soll jetzt nicht heißen, daß es egal wäre, wie die Rahmenbedingungen für Kultur aussehen. Die Kulturschaffenden Erfurts sollten schon Druck auf die Rathaus-AG Kulturkonzept ausüben, eigene Konzepte erarbeiten, öffentliche Diskussionsrunden einberufen. Aber vor allem eins: Kunst und Kultur schaffen! Denn eins ist sicher, das neue Kulturkonzept wird aus keinem städtischen Zylinder einen Erfurter Neo Rauch oder Peter Fox zaubern. Krisen bergen auch immer Chancen, Chancen auf Veränderungen. Siehe Herbst '89; am 7. Oktober tanz-

ten noch die Gummiknüppel auf den Köpfen und einen Monat später schon der Bananenrock am Kudamm-Eck. Da wir alle vom damaligen rasanten Tempo mitgerissen wurden, blieb die Utopie auf der Strecke. Nun ist es aber anders, der Strudel zieht alle ganz langsam mit hinein. Hinein in eine neue Trichterwelt. Alles dreht sich, alles bewegt sich. Besser als Stillstand. Vielleicht finden wir einen Weg heraus oder jemand steckt den Stöpsel wieder rein. Doch wir wissen ja, Bloch sei Dank, daß die konkrete Utopie in Gestalt des Prinzips Hoffnung in eine Praxis der Emanzipation münden kann.

Veränderungen und Utopien müssen überregional, länderübergreifend gedacht und diskutiert werden. Und auch der letzte, der mit dem Begriff Globalisierung nichts anfangen konnte, hat nun durch den Schneeball-effekt der Finanzkrise von New York bis Berlin gemerkt: es gibt nur eine Welt. Auch wenn nicht alles sichtbar ist. Der Künstler, Elfenexperte und Musiker Wolfgang Müller erzählte über seine Arbeit *Kleine Spende für die isländische Kunst*, die im Mai im Kunsthaus Erfurt zu sehen sein wird: »In den letzten Monaten verschwanden in Island vom Wert der Münzen und Scheine zeitweise bis zu 75%, spurlos. Das ist jetzt Elfengeld, unsichtbares Geld.«

II. Aussichten

// Am 5. Juni findet im alten Schauspielhaus das Krisenfest-Diskurscamp statt, organisiert von der Heinrich-Böll-Stiftung. Das eingesperrte Gebäude wird wachgeküßt mit Podiumsdiskussionen und Kultur.

// Vielleicht findet am 21. Juni in Erfurt die erste Fête de la Musique statt. Ohne Unterstützung der Stadtverwaltung. Eine Veranstaltung mit Musikern der Stadt, im Freien, ohne Eintrittsgeld, ohne Gagen.

// In unregelmäßigen Abständen finden, organisiert vom Kunsthaus, der Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen und dem Klub 500 Diskussionsveranstaltungen zur Erstellung des neuen Erfurter Kulturkonzeptes statt. Dabei spielen Erfahrungen aus anderen Städten eine Rolle und die diskutierten Schwerpunkte des Erfurter Konzeptes, wie Kulturelle Grundversorgung, Kultureller Tourismus und Künstlerförderung.

// Im Herbst findet in Erfurt der Kongreß *Utopia 09* statt. 90 Jahre Bauhaus, 20 Jahre Wende und 12 Monate Finanzkrise sind Gründe genug, um einen Diskurs über konkrete Utopien zu führen.

Dirk Teschner

homo homini lupus?

Die Annahme, daß der Mensch dem Menschen ein Wolf sei und sich seinem Gegenüber von Natur aus alles andere als menschlich verhält, behauptet sich hartnäckig in den Köpfen. Wir gehen der Sache in loser Folge auf den Grund.

Teil I – Kleinkinder und Schimpansen

Was haben ein Kleinkind und ein Schimpanse gemeinsam? Allerhand! Neben einer überwältigenden Menge genetischer Übereinstimmungen offenbar auch die natürliche Neigung zum Helfen. Zu diesem Ergebnis jedenfalls kam vor einiger Zeit eine Gruppe von Wissenschaftlern am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig.

In einem Experiment testeten die Forscher die Hilfsbereitschaft bei 18 Monate alten Kindern. Dazu ließen sie vor den Augen der Kinder Gegenstände so auf den Boden fallen, daß sie außerhalb ihrer eigenen Reichweite waren. Dann versuchten die Wissenschaftler vergeblich, diese Gegenstände wieder aufzuheben. Einige Kinder erkannten die »Notsituation« sofort und halfen bereits innerhalb der ersten 10 Sekunden. Sie hoben den Gegenstand auf und brachten ihn dem Forscher zurück, ohne daß sie explizit dazu aufgefordert werden mußten. Fast alle Kinder halfen, nachdem der Versuchsleiter mit dem Kind Blickkontakt aufnahm. Auch in diesem Fall war keine direkte Aufforderung notwendig. Die Kinder gaben den Gegenstand auch dann zurück, wenn sie dafür zuvor ein Hindernis überwinden mußten. Die Versuche wurden zum Teil bis zu zehn Mal hintereinander wiederholt. Immer mit dem gleichen Ergebnis. Wobei es für die Kinder niemals eine Belohnung gab und auch keinerlei Lob ausgesprochen wurde. Um auszuschließen, daß dieses Verhalten bereits vorher von den Kindern in der Familie (oder anderen sozialen Zusammenhängen) gelernt worden sein könnte, bedienten sich die Forscher unterschiedlicher Versuchsanordnungen. So ließen sie beispielsweise beim Wäscheaufhängen eine Klammer auf den Boden fallen oder ihnen fiel ein Kugelschreiber »aus Versehen« vom Schreibtisch.

Ein ähnliches Verhalten konnte in einer anderen Studie bei Schimpansen festgestellt werden. Die meisten Schimpansen halfen völlig uneigenützig, ohne daß sie sich dadurch einen Vorteil verschaffen konnten oder mit Futter belohnt wurden. Im Gegenteil: Die Primaten halfen in einem weiteren Experiment, den ei-

genen Artgenossen an Futter zu gelangen, selbst wenn sie persönlich nicht davon profitierten. Zwar halfen die Schimpansen in der Regel ausschließlich in weniger komplexen Versuchsanordnungen, da sie in schwierigeren Fällen offenbar nicht in der Lage waren, die Situation richtig zu erfassen. Allerdings widerlegen diese Experimente die bisherige Auffassung, Schimpansen handelten ausschließlich aus Eigennutz, eine Annahme, die gerne auf den Menschen übertragen wird. Daß altruistisches, also selbstloses Verhalten beim Menschen vorkommt, wird auch von der bürgerlichen Ideologie nicht bestritten. Es gilt sogar als ein besonderer zivilisatorischer Fortschritt bei der Bändigung der »bösen Bestie Mensch«. Daß es aber offenbar zur »Grundprogrammierung« der meisten menschlichen Wesen gehört, dürfte den Apologeten der »freiheitlich-demokratischen Grundordnung« neoliberaler Prägung weit weniger schmecken.

An diesem Punkt stellt sich freilich die Frage, ob es nicht in erster Linie die gesellschaftlichen Bedingungen sind, die den Menschen zu dem machen, was er ist oder werden kann? Ist es möglicherweise egoistisches Verhalten, was durch Sozialisation und Erziehung erlernt wird, und nicht etwa altruistisches? Das erscheint zumindest vorstellbar. Während ein Steinzeitmensch außerhalb der Horde noch kaum eine Überlebenschance hatte, ist heute eine hoch individualisierte (unter Umständen rücksichtslose) Lebensführung durchaus möglich. Ist es weiterhin denkbar, daß die gegenwärtigen gesellschaftlichen Strukturen auf der einen Seite egoistisches Verhalten (und somit auch dessen Ausbildung und Verfeinerung) fördern und auf der anderen Seite selbstloses Handeln weitgehend verkümmern lassen? Und lebt der Mensch unter den gegebenen Verhältnissen nicht nur nicht entsprechend, sondern sogar wider seine Natur, wenn ihm doch der Drang zum Helfen angeboren ist? Diesen und ähnlichen Fragen soll in den nächsten Teilen im Rahmen dieser kleinen Serie auf den Grund gegangen werden.

Alexander Platz

„Immer wieder sonntags...“

Was macht man mit Ultras, die sich mal nicht ganz vorschriftsmäßig benehmen? Beim FC Rot-Weiß Erfurt werden diese kollektiv vor die Stadiontore verbannt.

Ventil e. V. versuchte, diesen jungen Menschen, deren Lebensinhalt plötzlich wegbrach, eine gleichwertige Wochenendbeschäftigung zu vermitteln - mit Erfolg!

Katholische Kirche übernimmt Ultras!

Nachdem der Papst die ultra-konservativen Piusbrüder wieder in den Schoß der Kirche holte, öffnet auch das hiesige Bistum nach Vermittlung durch Ventil e. V. den Erfordia Ultras die Kirchentore. Denn die Tugenden der Fußballjünger sind dort – im Gegensatz zum FC RWE – jederzeit gefragt. Was ist schon ein Gottesdienst ohne eine ordentliche „Weihrauch-Pyro“, eine Prozession ohne (rot-weiße) Transparente, Fahnen und Banner. Auch ein gepflegtes Gläschen „Gottesblut“ darf die Veranstaltung versüßen. Und natürlich darf laut im Chor gesungen werden.

„Der im Stadion sehr beliebte Wechselgesang zwischen den Zuschauerblöcken kommt ohnehin aus der Kirche: der Pfarrer singt vor – die Gemeinde antwortet.“ betont Pfarrer Schieber, selbst Fußballfan und ehrenamtlicher Schiedsrichter. „Alles beherrschen die ausgesperrten Fußballfans perfekt. Auch Auswärtsfahrten zu Kirchentagen, Papstbesuchen oder Prozessionen können wie gewohnt geplant und durchgeführt werden.“

„Eine abgefahrene ‚Choreo‘ bei der Karfreitagsprozession kann auch das Eichsfeld gut vertragen!“, sagt Knut Böttger, Leiter der Arbeitsgruppe „Smoking Churches“ bei Ventil e. V.

„Natürlich gibt es auch die harten englischen Wochen (Ostern, Himmelfahrt, Weihnachten, Buß- und Betttag...). Aber das stecken unsere Ultras locker weg.“

Fühlen auch Sie sich ausgesperrt? Oder rutschen Ihnen manchmal Sprüche raus, die nicht ganz „political correct“ sind? Oder wollen Sie einfach mal wieder legal Rauch in öffentlichen Gebäuden einatmen? -Wir vermitteln Sie!- Arbeitsgruppe „Smoking Churches“ bei Ventil e. V.



Gänsehautfeeling beim Einmarsch. Im Gegensatz zum Fußball ist Rauch aus der Südkurve bei der Katholischen Messe ein fester Bestandteil.



Er mag die Ultras: UNSER Papst mit Rot-Weißern Schal.

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt

konsum: verzehr nach sich selbst.

»Hast Du was, bist Du was!«

(Werbeverbund Pfandbriefe und Kommunalobligationen)

Man kann sagen, wir Menschen besitzen eine sehr eigene Identität. Diese besteht nämlich darin, mit sich selbst nicht identisch zu sein. Das klingt paradox: Natürlich ist jede Person von den anderen verschieden und kann sagen: »Ich bin ich.« Hat dieser Satz aber wirklich Sinn? »A rose is a rose« ist nur eine tautologische Wiederholung. Identität bedeutet Wesensgleichheit, und wesensgleich mit sich selbst kann eine Person nie sein. Im Gegenteil: Wir sind zu jedem Zeitpunkt ein anderer Mensch. Unser Leben ist ein fortwährender Entwurf in die Zukunft, wir sind auf der Suche nach uns selbst, nach Sinn und ja: Identität. Die Forderung: »Ich will so bleiben wie ich bin« (Du darfst) entpuppt sich hier als schief geratener Werbecoup. Nicht imstande, diese Suche zum Abschluß zu bringen, erfahren wir sie als ein nachlaufendes Spiel. In diesem nun ist dem Konsum eine besondere Rolle zugefallen.

Dank des Phänomens, gemeinhin Fortschritt genannt, können viele Menschen Waren beschaffen, die über den notwendigen Bedarf hinausgehen. Mittlerweile nimmt der Konsum, das Zusammensammeln von Gütern aller Art, einen guten Teil des Alltags ein. Wie einem Pawlowschen Reflex folgend, füllen wir die Warenkorbbe: »Drei, zwei, eins, meins« (Ebay). Zug um Zug hat sich Konsum zur prägnantesten Technik postmoderner Identitätsstiftung entwickelt. Bedürfniserzeugung wie -erfüllung entpuppten sich als die einfachste Lösung, die Frage nach dem Menschen zu beantworten, sind das »System zum Glück« (Faber) und stürzen uns täglich neu ins Schwert des ausnahmslosen Konsums. Jeder Warenerwerb läßt die Lustkurve nach oben hin ausschlagen, verspricht »etwas weniger Schmerz auf dieser Welt« (Aspirin). Im kurzen Rausch ist der reflexive Bruch des Ichs, die Crux unserer Identität, überbrückt. Um die Kurzzeitigkeit des Rausches wissend, greifen wir flugs zum nächsten Artikel, der Balsam für die Seele verspricht: »Denn alle Lust will Ewigkeit« (Friedrich Nietzsche). Jeder Vorwurf der gesteigerten Selbstvergessenheit oder Übertünchung wirklich existentieller Bedürfnisse prallt ab, denn: »Das Leben hat wieder ein kleines bißchen an Härte verloren« (Hakle). »Keine Experimente!« (CDU) fordert der *homo consumptus*, schließlich sei Konsum »aus Erfahrung gut« (AEG).

Warum so pessimistisch? Wenn unsere Identität die besondere Art und Weise ist, unser Leben zu ge-

stalten, uns darin einzurichten, ist dann nicht Konsum *die* Methode der Identitätsstiftung? Verspricht nicht schon der DVD-Spieler das »Cyberhome« (Dieselbigen)? Konnten sich nach dem Mauerfall viele neugewordene Bundesbürger ihrer DDR-Schrankwände nicht schnell genug entledigen, um alsbald erneut in Preßspanwohnzimmern mit Einheitsschnitt zu sitzen? Denn oft geht es bei der Identität gar nicht ums Individuelle, sondern um das Gemeinschaftliche. Das sozialistische Furnier wurde über Bord geworfen, um in der BRD anzukommen: »Eigener Stil im Stil der Zeit« (Designo). So möchte jede Person ganz sie selbst sein, nur bitte nicht allzu anders; der Preis wäre die Einsamkeit. Konzerne tünchen ihre Büros weltweit in den gleichen Farben. In Imbißketten tragen alle Angestellten dieselbe Kleidung. Die Unübersichtlichkeit des Marktes verlangt nach Uniformierung. Diese firmiert unter dem Namen »corporate identity« und hat sich ins Privatleben übertragen. Bemißt sich persönlicher Status nicht am Konsumverhalten, Selbstwert am Umfang des Besitzes, Freiheit an Kaufkraft? »Man ist, was man hat« (konsumistischer Freischärler). Die Güterhortung ist der gesellschaftliche Minimalkonsens. Wer konsumiert, ist gesellschaftsfähig, dabei; und »dann klappt's auch mit dem Nachbarn« (Calgonit). Im Konsumtempel bekräftigt das Ritual des Kaufes die soziale Teilhabe. »Wenn Sie plötzlich neue Freunde haben, könnte das an Carlsberg liegen« (Carlsberg).

Ein Beispiel. Ist das Handtelefon einst als mobile Belästigung empfunden worden, so ist sein Besitz heute Norm. Nichterreichbarkeit gereicht zur Nichtexistenz. Das Perpetuum-Mobilfon ist ein wesentliches Merkmal der (Nicht-)Identität: »Der eine hat's – der andere nicht« (D2). Rastlos telefonieren wir allen und jedem hinterher, um nur nichts zu verpassen und an allen Orten gleichzeitig präsent zu sein. Wir wollen *in* und dabei sein; am Puls der Zeit. Das *wireless* Dasein, die kabellose Existenz als neue Form der Entwurzelung, fügt sich mühelos in die Forderung nach Beweglich- und Geschmeidigkeit. Das ins Handtelefon gerufene »ich bin im Zug« gedeiht zur lautstarken Selbstvergewisserung und ist durch kein »ich seh's« der Mitreisenden zu erschüttern. Erst die Person am anderen Ende der Kommunikationskette beglaubigt die Existenz. Anerkennung durch Erreichbarkeit: Wahre »Freunde tele-

phonieren mobil« (Bonamici). Doch obwohl wir immer mit allem und allen in Verbindung stehen wollen, ist unsere einzige Verbindlichkeit die Unverbindlichkeit. Schließlich bedeutet jede feste Zusage unzählige verpaßte Möglichkeiten der Manifestation. Jeder Anruf, jede Textbotschaft bedeutet Kontakt zur Wirklichkeit. Dieser laufen wir nach, üben fortwährend den Endspurt, um wahrgenommen zu werden; sind auf der Flucht nach beglaubigter Identität.

Dem Mobilphon allein den Vorwurf der Verhaltens-Störung zu machen, wäre unfair. Es ist ein Konsumgut unter vielen; aber exemplarisch für unseren Wettlauf mit der Entwicklung der Warenwelt. Dieser ist schön illustriert im Grimmschen Märchen, in dem der Hase dem Igel nachjagt und beständig hinter ihm zurückbleibt. Ganz ähnlich ergeht es uns, die wir permanent dem Konsumgüterzug nachhecheln. Denn obwohl menschengemacht, zwingen uns die ach so praktischen Produkte zur Anpassung an sie. Das Automobil etwa verlangt nach Kraftstoff und Wartung. Das möchte bezahlt werden, was man gern macht, das Auto verschafft Mobilität, auf die man trotz mangelnder Freizeit nicht verzichten kann. Destilliertes Wasser fürs Bügeleisen, neues Handy für den Klingelton und schnell noch Politur für den Wagenglanz besorgt: Ein bißchen ermattend ist das konsumgesellschaftliche Leben schon. Aber wenn wir des Abends die Beine hochlegen, präsentiert sich nicht jede Anschaffung »als wär's ein Stück vom Glück« (Alsfelder), »ein Stück heile Welt« (Tesa)? Und schaffen all die praktischen Raffinessen nicht Freiraum für die wichtigen Dinge? Vielleicht, aber wissen wir, was diese genau sind?

Die schillernde Warenwelt lenkt vom Besinnen auf uns ab, dem schwierigen Unterfangen, der Suche nach dem Selbst eine nächste vorläufige Antwort abzurufen. Dies ist uns zu mühsam und wir kaufen lieber ein,

»weil ich es mir wert bin« (L'Oreal). Der Bluttausch der Güterakkumulation übermannt uns und verführt zur Identifikation mit den Produkten. Wir transferieren deren vermeintliche Eigenschaften auf uns. Ein Drink beflügelt zum unbeschwerten Wesen. Eine Zigarette ist der Zauberstab, der in den coolen *lonesome cowboy* verwandelt. Die Produkte prägen unser Sein: »Geiz. Formen Sie Ihre Instinkte!« (L'Oreal). Selbstverhältnis pathologisiert sich, der Mensch wird zum Ding, das funktioniert, manchmal kaputt ist, neue Kraft tankt. Plastikkarten dienen als Identitätsnachweis: »Bezahlen sie einfach mit Ihrem guten Namen« (American Express). Und »Sandra« kann sowohl die Nachbarin als auch Toilettenpapier bezeichnen. Der Erwerb von Gebrauchsartikeln wird uns zur Definition, »Ausdruck Ihrer Persönlichkeit« (Cadillac). Zum »Mann ohne Eigenschaften« (Robert Musil) gesellt sich die Frau ohne Charakter. Und unter der Hand werden die Geschlechterrollen neu manifestiert und Produkte maßgeschneidert »für harte Männer« (Puschkin) und »für Frauen, die sich trauen, ganz Frau zu sein« (Camelia). Beständig in Angst, etwas zu verpassen, kauft sich der »Genußmensch ohne Herz« (Max Weber) von Erlebnis zu Erlebnis – »alles, bloß nicht langweilig« (Volvo) – ohne je wirklich anzukommen. Die Beute dieser Jagd ist sich nichts anders als die Ziernägel am Spazierstock des Wanderers: Tinnel.

Nur oberflächlich gesehen kann das Ansammeln materieller Güter Identität stiften. Diese nämlich, und damit das Wissen um uns selbst, speist sich aus unseren Fähigkeiten und Fertigkeiten. Nicht der Erwerb eines Klaviers macht uns zu einer anderen Person, sondern das Erlernen des Klavierspiels. Zeit also, sich umzuorientieren. Doch wo beginnen? Vielleicht hilft ein Hinweis von Krimsekt: »Wahre Werte sind zeitlos«.

Tobias Prüwer



gerd pohl – ein nachruf.

Nun ist er also nicht mehr unter uns: Gerd Pohl, der große Onkel der deutschen Nachkriegsliteratur, der die Kunst- und Kulturszene ebenso wie die Selbstwahrnehmung der Deutschen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägte wie kein zweiter, da ein anderer diesen miesen Job nicht übernehmen wollte. Sein Werk liegt in fast allen Weltsprachen vor (englisch, rumänisch, finnisch) und gehört zum Wichtigsten und, ja, auch das muß an dieser Stelle gesagt werden, Ergreifendsten und Schönsten, was dem deutschen Kanon in diesem vergangenen, äußerst wechselvollen Jahrhundert hinzugefügt wurde. Er schrieb und veröffentlichte mit beinahe beängstigend zu nennender Regelmäßigkeit bis zuletzt ein Buch nach dem anderen; einige Kritiker behaupten zwar, daß die Qualität seiner literarischen Produkte im Laufe der Jahre erheblich nachgelassen hätte, ich persönlich glaube das jedoch nicht. Seine früheren Romane waren ganz einfach besser.

1942 erblickt Gerd als Sohn von Hanna und Franz Pohl, geborene Freifrau von Isenstedt, in Duisburg das Licht der Welt. Das empfindsame Kind ist bereits früh ein erklärter Gegner des Hitlerregimes und manifestiert, erst einjährig, seinen Widerstand gegen die Nazi-Diktatur, indem er, so seine Autobiographie »Weizenstroh im Spiegel« in ungewöhnlich rüdem Ton, »... Nacht für Nacht einpinkelte. Meine Eltern, die ja damals durchaus als Stützen des Systems einzustufen waren, mußten das dann wegmachen. Außerdem verweigerte ich den Verzehr von Rosenkohl, bis ich drei war, und wieder demokratische Verhältnisse herrschten. Ich war, bei aller Bescheidenheit, Sand im Getriebe der Totenkopfstiefel! Wenn mein Verhalten nur genug Nachahmer gefunden hätte ...«

Kurz nach Kriegsende erinnert sich der Vater daran, daß er sich in seiner Jugend einmal beinahe Eisensteins »Panzerkreuzer Potemkin« angeschaut hätte, zusätzlich sieht er Stalin verblüffend ähnlich (schließlich tragen beide einen Schnurrbart), also entsorgt er kurzerhand die braune Uniform und wird überzeugter Kommunist. Das geht so weit, daß die ganze Familie 1950 in die neugeschaffene DDR übersiedelt, allerdings schon drei Jahre später in die BRD zurückkehren muß, da die Mutter eine sich in unschönen Pusteln niedererschlagende Allergie auf Ulbrichts Fistelstimme entwickelt hat, außerdem gibt es im Osten kein Nutella. Nichtsdestotrotz bleibt Franz Pohl treuer Kommunist, konvertiert aber zu den unüberzeugten.

Die bittere Not der Nachkriegszeit, der unaufhörliche, zermürbende Kampf um einen dritten Teller Suppe oder das Häufchen Sahne auf dem Pflaumenkuchen set-

zen dem kleinen Gerd ebenso zu wie die unbeständigen Wanderjahre zwischen Ost und West. Gleichwohl ergibt sich bereits hier, im Irrgarten der Ideologien seiner frühen Jugend, die Grundproblematik seines späteren Schaffens, der Antrieb zur künstlerischen Gestaltung seiner Innen- und Außenwelt, und er beschließt: »Ja, ich will schreiben!« Er lernt es letztendlich mit zwölf. Seiner schriftstellerischen Karriere stünde nun nichts mehr im Wege, wenn er auch noch des Lesens mächtig wäre. Mit fünfzehn ist es soweit, die Pforten der Literatur haben sich für ihn geöffnet. Er verschlingt Kochrezepte und Telefonbücher, die seinen Stil nachhaltig prägen.

Dann kommt erst mal lange nichts. Diese Zeit der Stagnation verarbeitet er später in seinem umfangreichsten und wortgewaltigsten Roman: »Lange nichts. Die Zeit der Stagnation«. Die Pubertät verschont ihn gnädig bis zu einem Alter von dreiundzwanzig Jahren, trifft ihn dann zwar mit voller Wucht, ist dafür jedoch schon nach eineinhalb Wochen durchgestanden. (Solche Fälle von Spät- und Intensivpubertät sind unter Künstlern weit verbreitet.) Schlagartig beginnt sich der Tiefbaustudent für Hunde zu interessieren, später auch für Frauen. 1967 heiratet er die Archäologin Evelyn Lorenz, läßt sich aber bereits 1966 wieder von ihr scheiden. Seine Biographen rätseln bis heute, wie er das fertiggebracht hat.

In dieser Phase entstehen erste Erzählungen, in denen er seine Kindheit, das Scheitern seiner Ehe und den unförmig fetten Nachbarjungen thematisiert. Einige wären fast in renommierten Zeitschriften erschienen, hätte man sie dort nicht abgelehnt. Zeitgleich tritt seine zunehmende Politisierung ein, und er wird enthusiastischer Mitläufer der Studentenbewegung, was unter anderem in einer begeisterten Ode an Mao Tse Tung Ausdruck findet, die in linksradikalen Kreisen ein großer Erfolg wird. Ab 1970 schließlich schreibt er, um seine Solidarität mit der RAF zu bekunden, alles nur noch klein, bis auf Substantive, Eigennamen und Satzanfänge natürlich. Dies behält er übrigens bis an sein Lebensende bei, obwohl er sich von der Terrorgruppe und ihren Zielen rasch distanzierte; er wechselt sogar den Friseur, um dort nicht zufällig auf Andreas Baader zu treffen und mit ihm Small Talk halten zu müssen.

Nach den Sex-, Drogen- und Polit- sowie politischer-Sex-auf-Drogen-Experimenten dieser wilden Jahre findet er sich ernüchert in einer veränderten Welt wieder, er ist kein junger Mann mehr, das Geld ist auch alle: Entscheidungen sind nötig, um sein Leben in neue Bahnen zu lenken. Er beschließt einerseits, die Sache mit

dem Schreiben endlich richtig anzupacken, andererseits entsinnt er sich des Gedichts für den chinesischen Chefrevolutionär, nutzt einen altbewährten schriftstellerischen Trick und ersetzt, um seinen gemäßigeren Anschauungen und seinem Übertritt zur Sozialdemokratie Ausdruck zu verleihen, den Namen Maos kurzerhand durch den des damaligen Bundeskanzlers; das Werk heißt nun: »Loblied an den Großen Vorsitzenden Willy Brandt«. Verse wie: »Oh Willy Brandt / gleißendes, liebevoll schmeichelndes Licht über der chinesischen Steppe / fegst in atomsturmgleichem Wüten hinweg / den verrotteten westlichen Imperialismus ...« wirken augenscheinlich etwas befremdlich auf die politische Führung der SPD, doch als der Dichter in seiner Not angibt, das Ganze sei nur ein Witz, lachen alle sehr, und die Sache ist geritzt. Bis zuletzt bleibt er neben Günter Grass und DJ Bobo der prominenteste Unterstützer der Sozialdemokratischen Partei.

Von da an schreibt er wie ein Verrückter, trotzdem gehen seine Bücher weg wie Pizza zu vorgerückter Stunde auf einem Rastafari-Kongreß. Ununterbrochen arbeitet er daran, seine ganzen Erfahrungen in tolle Texte reinzumachen, lediglich anlässlich des Falls der Berliner Mauer holt er sich eine Dose Cola aus dem Kühlschrank, trinkt sie aber nur zur Hälfte aus. Die Arbeit geht vor. Als Günter Grass mit Gerhard Schröder und ein paar Flaschen Kröver Nacktarsch zu einer Partie Poker vorbeikommt, um seinen Nobelpreis zu begießen, schützt Pohl vor, er sei gestorben, außerdem gehe es ihm nicht so gut. Seine letzte Vertraute ist seine polnische Haushälterin Ida, mit der er ab und zu einen Rave besucht und Motorräder frisiert, bis er auch diese stillen Vergnügungen aufgibt. In völliger Abgeschiedenheit ringt er Tag für Tag mit dem Papier, manchmal gewinnt er sogar. Dennoch ist er nicht einsam, denn der ätherische Geist der Literatur, sein gewaltiges Ego und ein imaginiertes, drei Meter großer himmelblauer Feuerdrache namens Horsti leisten ihm Gesellschaft. Unglücklicherweise sind sie, bis auf den Drachen, keine sonderlich geistreichen Gesprächspartner.

Sein schriftstellerisches Werk umfaßt über dreißig Romane, Dutzende Erzählungen, einige hundert Gedichte und unzählige ungedeckte Schecks, des weiteren etwa fünfzig Weihnachtskarten an seine Frau Mutter, die demnächst in einem aufwendig gestalteten Faksimileband unter dem Titel »Liebe Mama, ... dein Gerd« herausgegeben werden sollen. Zu den bekanntesten Büchern aus seiner Feder gehören »Denk ich an Schweinderl in der Nacht«, ein fiktives Zwiegespräch von

Heinrich Heine und Robert Lembke, sein heiteres Antikriegsepos »Der Tod trägt geblümte Unterhosen«, »Die Moritat vom Fliesenleger Franz«, ein Sozialrührstück erster Kajüte, sowie der Gedichtzyklus »Der große Aufwasch«, in dem er entweder zu Abrüstung, Aufforstung und Gleichberechtigung oder aber zu gründlicherer Geschirreinigung aufruft, die Literaturwissenschaftler sind sich da noch nicht einig. Sein größter literarischer Erfolg ist und bleibt jedoch der Schlüsselroman »40 Grad« über einen kleinen Jungen, dessen Hamster eine Grippe hat und im Fieberwahn glaubt, er sei Frank Sinatra. Tragischer Höhepunkt ist der Sturz von einer dreißig Zentimeter hohen Showtreppe und der daraus resultierende Verlust eines Schneidezahns.

Gerd Pohl muß zu den Giganten der Literatur gerechnet werden, vergaß aber zugleich niemals, wo er herkam, nichts Menschliches war ihm fremd. Trotz des hübschen Zimmers im Elfenbeinturm mit Dusche, WC und Vollpension nahm er an seinem Land und seinen Mitbürgern Anteil, mehr noch, er mischte sich ein. Bei allem, was er tat, und besonders bei dem, was er nicht tat, war er stets auch ein politisch handelnder Mensch; seine Abwesenheit auf einer Vielzahl von Demonstrationen der alten und neuen Rechten ist unvergessen und sollte ein leuchtendes Beispiel wahrhaft demokratischen Verhaltens für jeden von uns sein. Die Politik, die ihn in jungen Jahren hin- und herschleuderte, brach ihn nicht, sondern machte ihn, im Gegenteil, schön elastisch. Er bedankte sich bei ihr dafür, indem er sie in vielen seiner Bücher mitspielen ließ, als Gärtnerin, Zeitungsverkäuferin oder Kellnerin, manchmal sogar in einer Hauptrolle.

Seine Lebensbilanz auf sein politisches Wirken in Wort und Krawattenfarbe zu beschränken, hieße indes, die Rosinen aus dem Kuchen zu pulen, wenn man auch den ganzen Teig und den Zuckerguß haben kann. Sein Werk weist über die Wirrungen des Alltäglichen weit hinaus: Es ist vor allem eine ungestüme Huldigung des Lebens in all seinen Facetten. Er sah stets das Große im Kleinen, das Kleine im Großen, und das Mittlere ließ er auch nicht in Ruhe. Er sah Liebe, wo Haß war, Freude, wo Leid herrschte, und schöne rote Traktoren, wo eigentlich Kühe grasten. Nicht zuletzt lehrte er damit auch uns sehen: das Erhabene wieder zu sehen, wieder an das Erhabene zu glauben. Gerd Pohl starb am vergangenen Donnerstag in Ludwigshafen bei dem Versuch, sich die Schuhe zuzubinden.

Christian Kujat



schöne schilder.

Verbote bringen nichts. Nach dem langen Streit, ob man nun Fahrräder im Erfurter Bahnhofstunnel zulassen sollte oder eben nicht, entschloß sich die Stadtverwaltung zu einer ungewöhnlichen Aktion. Unter dem Motto »Verbote bringen nichts« ließ sie eine Reihe von Piktogrammen entwickeln und das erste am Erfurter Bahnhof aufstellen. hEFt veröffentlicht exklusiv weitere Entwürfe dieser Kollektion. Aber eines dürfte allen Beteiligten auch klar sein, nur »Schöne Schilder« bringen genauso wenig.



Idee: Poul Weygel, Grafik: Steffi Winkler

manfred, das land braucht dich!

In der Zeit der Krise ist der Rückgriff auf Altbewährtes ein brauchbares Mittel. Von Paolo Fusi

Niemand weiß, ob Schneekiller Althaus wieder in der Lage sein wird, für die CDU zu kandidieren. Nachdem ich seine Gesangseinlage in jenem »Lied für Thüringen« gehört hatte, wußte ich, daß er nicht mehr Herr seiner selbst ist und bevormundet werden sollte. Grausam genug, daß die Wirklichkeit eine Unschuldige dafür bezahlen ließ, um Althaus' seelischen Zustand zu beweisen. Österreich mußte mehrmals wegen irgendeinem Wahnsinn aus Deutschland einen hohen Preis an Menschenleben bezahlen.

Doch wir haben keine Zeit, um die herben Verluste zu beweinen. Hier geht es darum, die schon seit Langem angekündigte Weltkrise zu bewältigen, die endlich mal in die Realität umgewandelten Weltschmerzen der ewig pubertierenden Deutschen zu besiegen – womöglich bitte ohne Kriege, wie es damals (nach dem Crash von 1929) zum Gebot der Stunde wurde. Global Denken und lokal Handeln ist angesagt.

Das heißt für die BürgerInnen aus Thüringen zu entscheiden, welche Partei und welche Kandidaten sie wählen sollen. Dies ist ein Beitrag zur Klarheit im wahrscheinlichen Chaos politischer Werbung, welches Thüringen in den nächsten Wochen überschütten wird. Wir brauchen Geld, Arbeitsplätze, Schwung, gute Laune, Bier in Strömen, genehmigte Oberflächlichkeit, Geborgenheit, Sicherheit. Die Welt sagt: kein Geld, Arbeitslosigkeit ohne Ende, Aus mit der Autoindustrie, Depression, Nachdenklichsein ist angesagt, Sicherheit Null.

Die FDP schreit zuversichtlich: Dies ist die Stunde derer, die gegen den Trend investieren und die Möglichkeiten des Marktes nutzen. Auf Deutsch übersetzt: Die FDP feiert die Polen, die uns die Autos zurückbringen, die wir bei ihnen verschrottet hatten, und die Tschechen, die halbgerauchte, geschmuggelte Zigaretten aus Rußland gewinnbringend wieder bei uns einführen. Kaputte Opel Manta, in Fuchsia und von Trunkenbolden aus Trottelnborn, werden auf Flohmärkten

an jene veräußert, die sich ein neues Auto nicht mehr leisten können. Thüringen wird, wie üblich, versteinert blöd gucken und staunen, um sich dann still und heimlich anzupassen.

Das ist aber nicht genug. Wir brauchen Visionen. Die Sozialdemokraten, zum Beispiel, die hatten irgendwann einen Kerl zum Bundeskanzler gemacht. Der Typ, ein Hannoveraner, sitzt jetzt in einer russischen Firma, welche nicht nur ganz Europa die Energiepreise diktiert, sondern über eine Reihe von Tarnfirmen illegale Vermögenswerte für russische Ganoven im Ausland anlegt. Damit leisten die Sozis immerhin etwas: Der Immobilienmarkt des Landes wird von diesen osteuropäischen Kriminellen wiederbelebt, denn sie haben das Geld, um die Häuser zu kaufen, aus denen wir vertrieben werden. Auf einer Bank am Domplatz frierend schlafen, werden wir uns freuen, daß dank der Erpressungen der Russen und der Mitarbeit der Sozialdemokraten Erfurt weiterhin die Stadt der Blumen bleiben wird und die schönen Häuser nicht verkommen werden. Knapp, aber wieder gut gegangen.

Sind das Visionen? Ich meine: genug Visionen? Leider nicht. Dafür müssen wir schon wieder sorgen. Mit Sorgfalt und Andacht. Zuerst die Fragestellung: wir haben Firmen wie General Motors in Eisenach, Nokia usw. mit Milliarden von Steuergeldern finanziert, um überall in Deutschland Arbeitsplätze zu vernichten und sogar eine Marke wie Opel zu zerstören. Hilft es, die BürgerInnen um ihre Steuergelder zu prellen, um Firmen zu bezahlen, die uns kaputt machen? Eben nicht. Weitere Firmen sind einfach samt Fördergeldern Konkurs gegangen. Das System funktioniert nicht. Sollen wir die Banken fragen, die uns, anstatt uns Zinsen auf unsere Konten zu zahlen, nimmer satt tagein tagaus durch unverschämte Gebühren beklaunen? Die sind die ersten, die Konkurs gingen. Die IKB, die Industrie und Handel auf lokaler Ebene hätte unterstützen sollen (und die ganze Vermögenswerte der DDR – lese und

schreibe: die Staatsbank – kostenfrei verschluckte), ist die erste gewesen, die bankrott gegangen ist. Soviel zu den Kosten der Wiedervereinigung.

Niemand hat Geld, niemand ist vertrauenswürdig, niemand gibt uns mehr eine Chance. Wir sind ganz allein, verlassen. Auch weil ER uns verlassen hat. ER, Manfred, der König von Erfurt, der Herr der schönen, vergangenen Tage.

Manfred muß zurück. Er hat den Plan. Denn es gibt etwas, das Geld und Unternehmungslust hat. Das bereit wäre, Thüringen reicher und schöner zu machen. Das organisierte Verbrechen, die Mafia aus aller Herren Länder, die sich bereits vor 20 Jahren bei Manfred meldete und Restaurants eröffnete, durch Wucher weitere Geschäfte finanzierte, unterstützte, kontrollierte. In einem Land, in dem die Polizei das Epizentrum der Korruption war, sorgte die Mafia für friedliche Verhältnisse. Eine Stadt, in der man auch in der Nacht sorglos herumspazieren konnte.

Die Mafia bezahlt keine Steuern, hält sich an keine Tarifverträge, unterstützt keine Pensions- und Rentenkasse, kümmert sich einen Dreck um Zoll und Mehrwertsteuer, zahlt keine Ost- oder Westbeiträge, bekommt in den Banken die Zinsen, die uns verweigert werden, bezahlt die Schulden nur dann, wenn sie Lust dazu verspürt. Sie kontrolliert mit Gewalt, daß niemand Krawall macht, und läßt zu, daß alle sich mit günstigem Bier zudröhnen und erschöpft ins Bett fallen. Die Mafia spielt nicht mit den Derivaten und an-

deren komplizierten Computerspielen für idiotische Bankangestellte. Und wenn jemand einen schwerwiegenden Fehler begeht, bringt die Mafia ihn um. Einen umbringen, um Hunderte zu erziehen. So nennt sie das.

Manfred verstand das, er öffnete die Tore der Stadt für diese Mäzene, ließ sie die besten Stücke der Stadt ergattern und verwalten. Als man ihn in einem Fernsehinterview fragte, ob er sich nicht gefragt hat, woher das Geld kam, antwortete er aufrichtig: Nein, das Geld war da, die Leute waren höflich und wollten in Frieden arbeiten. Ich habe sie Willkommen geheißt. Bravo, Manfred. Und noch einmal: Das ist die einzige Möglichkeit. Die einzige Branche, die heutzutage weltweit Profit herausschlägt – und zwar ohne Regierungen, um Steuergelder in Milliardenhöhe zu erpresen – ist die gute alte Mafia. Ein Traditionswerk, ein Markenzeichen mit solider Geschichte und nicht wegzudiskutierenden Erfolgen. Schaut nach Hoffenheim und staunt, was man mit frischem Cash so alles auf die Beine stellen kann.

Manfred Ruge muß Ministerpräsident werden. Ihr werdet es sehen, die CDU wird ihn aufstellen, es gibt keine andere mögliche und vernünftige Alternative. Sogar als Musiker ist er besser als Althaus. Durch seine Verbindungen und seine politische Haltung in den schwierigen ökonomischen Fragen wird er das Land retten und Thüringen erblühen lassen, während ringsherum alles verkommt. Manfred, bitte, das Land braucht Dich!





seniore sair & dieser hund

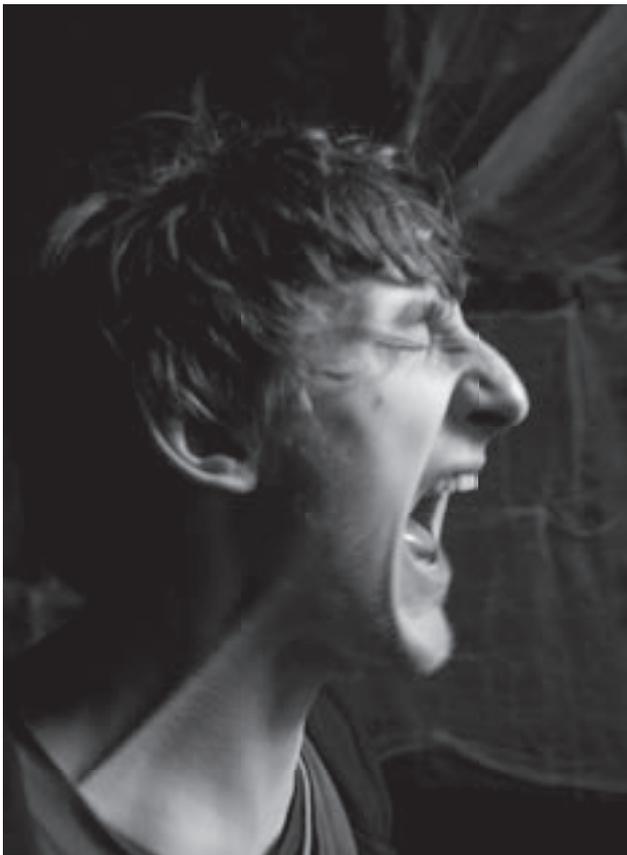
▶▶ CITYEXPRESS

» Trotz lose ... Graue Wände ... Polizei.
 Bürgerweh ... Störungkeit. Werbung ... bar-
 met. Über ... kungs-kameras. v ... fere ... Rent-
 ner. Kom ... z ... ungsamt. Re ... n. Stress.
 Arbeit ...

▶▶ www.myspace.com/cityexpress



Das kollektive Weltwissen (also Wikipedia) definiert den Begriff Ehrenamt folgendermaßen: »Ein Ehrenamt im ursprünglichen Sinn ist ein ehrenvolles und freiwilliges öffentliches Amt, das nicht auf Entgelt ausgerichtet ist.« Und auch wenn es das Ehrenamt schon seit der Antike gibt, ist die Bedeutung der sogenannten Zivilgesellschaft vor allem in den letzten Jahren enorm gestiegen. So gehört es beispielsweise heute zum »guten Ton« einer Bewerbung, ehrenamtliches Engagement anzugeben. Doch Ehrenamt ist nicht gleich Ehrenamt.



daniel fromm

▶▶ **I ♥ MARBACH RECORDS**

» Ein Grinsen oder gar ein schwingendes Tanzbein. Es ist im Prinzip ein Hochschaukeln der Gefühle und jede/r einzelne kann ein Baustein dieses Crashes werden.

... Long live Rock'n'Roll ◀◀

▶▶ www.myspace.com/marbachrec

So galten ökologische Gruppierungen wie Greenpeace oder die Anti-Atomkraft-Bewegung lange Zeit als Brutstätten potentieller Öko-Terroristen und Krawallmacher, heute jedoch hat sich das Bild gewandelt. Nicht zuletzt durch den Paradigmenwechsel in der Gesellschaft seit den späten 80ern ist ein ehrenamtliches Engagement in diesen Kreisen inzwischen gesellschaftlich akzeptiert. Doch nach wie vor gibt es Ehrenämter, die den Begriff weit auszudehnen gedenken. So beispielsweise die Gruppe »Cityexpress«, die mit humorvollen Plakaten das kleinbürgerliche Modelldorf-Image Erfurts veränderten,



christian

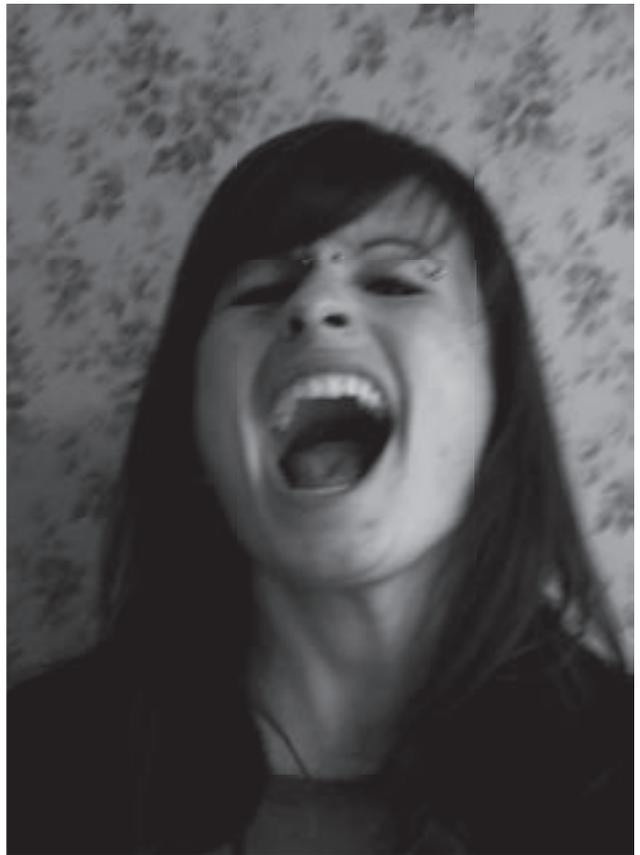
▶▶ FILMPIRATEN

» Bürgerjournalismus, der frei verfügbar über Plattformen wie indymedia.org möglich ist, kann die Welt verändern. Als Videoaktivist habe ich die Möglichkeit Inhalte zu transportieren und die Menschen zu erreichen. «

▶▶ www.filmpiraten.de.vu



oder das Independentlabel »I love Marbach Records«, das selbstverwaltet Musikern die Möglichkeit zum Musikverbreiten bietet. Darüber hinaus gibt es auch junge Menschen, die sich in der unendlichen Flut der Informationsgesellschaft aufgemacht haben, um selbst zu recherchieren. Radio F.R.E.I. beispielsweise bietet jungen Menschen die Möglichkeit, einen Blick hinter die Kulissen von Nachrichten zu riskieren. Schließlich riskieren auch die Filmpiraten viel. Mit ihrer Arbeit hinterfragen sie die Strukturen Deutschlands und dokumentieren alternatives Leben in Erfurt.



uli irrgang

▶▶ **RADIO F.R.E.I.**

» Die Mainstream-Radiolandschaft ermüdet mich. Ich möchte alternative, wirkliche Inhalte fernab von Gute-Laune-Morningshows und Endlosschleifen ein und derselben Musik vermitteln – zeigen, daß Radio mehr ist als ein Hintergrundmedium. Mir und anderen eine Stimme geben. Themen verhandeln, die meines Erachtens bisher zu wenig beachtet wurden. Außerdem fetzt es, Teil des bunten Radio-Haufens zu sein und einfach mal F.R.E.I. drehen zu können.«

▶▶ www.radio-frei.de oder 96,2 MHz

Das hEFT und Plattform e.V. suchen für die nächsten Ausgaben eure Gesichter und Geschichten.
Weitere Informationen zum Projekt kaltstart von Plattform e.V. unter www.kaltstart.info

bettina und franz.

Von Till Bender

Das Schöne am Markt ist, daß hier die verschiedensten Menschen zusammenkommen und alle dasselbe Ziel verfolgen: sich mit Waren zu versorgen, die möglichst genau dem entsprechen, was sie suchen, und möglichst wenig dafür zu bezahlen. Und dann gibt es natürlich auch noch die andere Gruppe von Menschen, die auf den Markt gehen, um Waren anzubieten, die möglichst genau dem entsprechen, was ihre potentiellen Kunden suchen, und möglichst viel dafür zu bekommen. Deshalb sich der Aufenthalt auf dem Markt nicht wie ein einziger massiver und grundsätzlicher Interessenkonflikt anfühlt, ist bisher noch nicht abschließend geklärt worden.

Als Bettina Hohehorst Burgard an diesem Vormittag ihre Wohnung verließ, um zum Markt zu gehen, hatte sie vor dem Spiegel im Flur mehrere Minuten lang sorgfältig und kritisch ihr Erscheinungsbild auf etwaige Makel hin überprüft – Frisur, Make-up, Kragen, Schal, Lächeln – bis sie sich schließlich davon überzeugt hatte, daß ihr keinerlei Nachlässigkeiten unterlaufen waren. Immer, wenn sie ihre Wohnung verließ, hatte Bettina Hohehorst Burgard – mehr noch als die meisten Menschen – das ganzkörperliche Gefühl, rauszugehen, einen geschützten Bereich ihres Lebens zu verlassen, in dem sie die Kontrolle über die Dinge natürlicherweise besaß, ohne sie sich erst hart erstreiten und dann scharf bewachen und gegebenenfalls verteidigen zu müssen. Sie zog die Tür fest zu, lauschte auf das korrekte Geräusch der Schloßfalle, drehte den Schlüssel zweimal herum, ruckelte sicherheitshalber genau dreimal am Knauf und schritt die Treppenstufen hinab. Bettina Hohehorst Burgard war Dramaturgin am Stadttheater.

Zum selben Zeitpunkt machte sich in einem anderen Viertel der Stadt Franz Mollek auf den Weg zum Markt. Er trug gerne graue Anzüge, über deren Sitz und Zustand er sich nur wenig Gedanken machte. Immer, wenn Franz Mollek seine Wohnung verließ, hatte er – ganz anders als die meisten Menschen – entschie-

den das Gefühl, reinzugehen, hinein in eine Welt voller Menschen, Aufgaben, Erfreulichkeiten und Ärgernisse, eine Welt, in der er viel zu tun hatte. Erst in zweiter oder noch späterer Linie empfand er ein Rausgehen – ein Rausgehen aus dem Bereich seines Lebens, in dem er in Ruhe baden und schlafen konnte. Die Tür ließ er hinter sich ins Schloß fallen. Franz Mollek war Theaterregisseur.

Eine Stunde später stand Mollek auf dem Markt im Gedränge, genauer gesagt: in der Schlange an einem Gewürzstand, als er den Gewürz-Mann zu der Kundin vor ihm sagen hörte: »Ah, Madame Hohehorst Burgard! Wie schön, Sie zu sehen. Warten Sie, wo habe ich Ihr Päckchen ... ach ja, da ist es ja – bitte sehr, alles für Sie bereit.« Na, das nenne ich zur richtigen Zeit am richtigen Gewürzstand stehen, dachte Mollek, der sie vorher nicht bemerkt hatte, und sagte: »Ah, Madame Hohehorst Burgard! Wie schön, Sie zu sehen – wenn auch nur von hinten.« Bettina Hohehorst Burgard drehte sich um.

»Ach nein! Du hier? Wie nett ...«, sagte sie. Dabei legte sie Mollek, der einen halben Kopf kleiner und zehn Kilo schmaler war als sie, eine Hand an den Oberarm und zwei flüchtige Küßchen auf die Wangen und dachte: verdammter Mist. Um das deutliche Begeisterungsgefälle zwischen den beiden nachvollziehen zu können, muß man wissen, daß zwei Tage später eine für den Regisseur wie auch für die Dramaturgin (und auch für das Stadttheater) wichtige Entscheidung anstand. Es ging um die Festlegung des nächsten Spielplans. Mollek hatte seit etwa einem dreiviertel Jahr gemeinsam mit einer geschickt zusammengestellten kleinen Theatertruppe ein Stück erarbeitet, das sich durch ebensoviel Charme, Wucht und Wärme wie durch Präzision auszeichnete. Nach übereinstimmender Meinung aller, die in letzter Zeit bei Proben oder Probeaufführungen anwesend waren, war es inzwischen witzig, weise, originell und an verschiedenen Stellen in höchstem Maße verstörend.

Dieses Stück, eine Interpretation der Odyssee, wollte Mollek auf die Bühne des Stadttheaters brin-

» Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine »ungeheure Warensammlung«, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware. » Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse

gen. Er hatte in den vergangenen Wochen einige der Verantwortlichen dafür gewinnen können, andere jedoch waren skeptisch und sahen in dem Stoff, in der aufwendigen Inszenierung, vor allem aber in dem Ensemble ein Risiko. Zu dieser letzteren Gruppe gehörte die Dramaturgin Bettina Hohehorst Burgard. Mollek war das nicht verborgen geblieben, und daher hatte er sich immer wieder darum bemüht, einen Termin mit ihr zu verabreden, um auch sie auf seine Seite zu ziehen. Und zwar immer wieder vergebens. Übermorgen würden die Würfel fallen, und eines war klar: Wenn Frau Hohehorst Burgard ihren Kollegen Molleks Stück im Rahmen einer konzentrierten Konferenz sorgfältig vorbereitet zerrechnen würde, würden sich keine nennenswerten Widerstände gegen sie formieren.

Sie wußte, daß Mollek das wußte. Sie wußte, daß es ein sehr gutes Stück war. Sie wußte, daß sie das Stück ablehnen würde, weil es finanziell nicht ganz risikofrei und konzeptionell ganz und gar nicht mit ihrem Stadttheater vereinbar war. Und sie wußte, daß Mollek nicht einsehen würde, wieso man aus diesen Gründen ein sehr gutes Stück nicht spielen sollte. Daher hatte sie sich erfolgreich bemüht, eine Begegnung mit ihm zu vermeiden – bis zum Gewürzstand.

Sie hoffte, sich irgendwie aus der Situation herausplaudern zu können.

»Also ich kann so was ja überhaupt nicht mehr woanders kaufen.« Bettina Hohehorst Burgard hielt das soeben erworbene Plastiksäckchen hoch.

»Mit dieser Mischung mache ich einen Dip, da willst du nie wieder was anderes essen.«

»Klingt ja köstlich.«

»Eigentlich gehören da noch gehackte Cashews mit rein, die kann ich aber nicht essen.«

»Ach was.«

»Ja ja, so eine blöde Allergie-Geschichte. Wenn ich Cashews esse, kriege ich ein paar Stunden später übelsten Ausschlag. Juckende Pusteln am ganzen Körper, daß ich für zwei Tage nur in der lauwarmen Badewanne überleben kann.« Um Himmels willen, was redest du denn da bloß für einen Scheiß, dachte Hohehorst Burgard.

»Klingt ja scheußlich«, sagte Mollek.

»Genau. Deswegen machen die mir hier immer meine eigene Bettina-Spezial-Mischung fertig. Morgen gibt's bei mir einen kleinen Film-Abend mit ein paar Freunden, die will ich ein bißchen beeindrucken.«

»Ah. Und ich bin nicht eingeladen?«

»Och, also ..., du kannst gerne, wenn du noch

nichts anderes vorhast ..., klar, ich meine – dann kann ich die anderen auch mit dir beeindrucken ...«

»Das ist aber wirklich eine außergewöhnlich bezaubernde Einladung, da kann ich kaum nein sagen.«

»Nein? Ich meine, nein, wirklich, ich würde mich freuen. Dann muß ich jetzt aber auch – «

»Ja was ich noch fragen wollte: wegen unseres Stücks ...« Und fast wär' ich weg gewesen, seufzte Hohehorst Burgard innerlich.

»Ja also, dazu kann ich jetzt wirklich noch nichts sagen. Das Gremium wird ja übermorgen ...« Wieder ließ Mollek sie den Satz nicht beenden.

»Bettina. Red nicht drum herum. Wie stehst du dazu? Ich weiß, welchen Einfluß du hast und wie überzeugend du sein kannst. Gib mir eine klare Antwort ... – dann komme ich zu deinem Film-Abend.«

Dabei sah er sie mit einem eigenartigen Blick an, ganz freundlich und offen, ein bißchen lächelnd, aber mit einer fast hypnotischen Intensität, so daß die Dramaturgin nicht anders konnte, als ihm eine klare Antwort zu geben.

»Franz, das wird nichts werden. Das paßt bei uns einfach nicht rein.«

Mollek nickte. »Tja. Ich weiß, daß einige deiner Kollegen das anders sehen, aber die Entscheidung liegt bei euch. Wie auch immer, gibt ja noch andere Bühnen in der Stadt.«

Dann runzelte er die Stirn und kratzte sich mit dem Daumnagel nachdenklich über seine Samstagsbartstoppeln.

»Das hat aber nichts damit zu tun, daß zwei der Schauspieler im Rollstuhl sitzen, zwei blind sind und fünf von ihnen dreimal das 21. Chromosom haben...?!« Wieder sah er sie mit diesem Blick an, beinahe wie durch sie hindurch.

»Nein, Franz. Natürlich nicht. Ehrlich.«

»Verstehe. Na dann, bis morgen. Bin gespannt auf den Film und den Dip.«

Sie verabschiedeten sich, Mollek bekam noch zwei Küßchen, und Hohehorst Burgard verschwand in der Menge, erleichtert darüber, daß die Begegnung so entspannt abgelaufen war.

Der Regisseur hatte den Kunden, der hinter ihm in der Schlange gestanden hatte, während seiner Plauderei mit der Dramaturgin vorgelassen und war nun selber an der Reihe.

»So, guten Tag. Das sieht aber alles wirklich verführerisch aus. Und wie herrlich das duftet ... – sagen Sie, haben Sie Cashew-Nüsse?«

irgendeiner Art befriedigt. Die Natur dieser Bedürfnisse, ob sie z.B. dem Magen oder der Phantasie entspringen, ändert nichts an der Sache. Es handelt sich hier auch nicht darum, wie die Sache das menschliche Bedürfnis befriedigt, ob unmittelbar als Lebensmittel, d.h. als Gegenstand des Genusses, oder auf einem Umweg, als Produktionsmittel. » Jedes

Durch die Fabrik-
ruine trieben wir
und blieben hier und dort und lauschten
den Geschichten.

Das verdichten müßtest du
so dachte ich
und hielt mir Backsteine ans Ohr
verlor beinah mein Gleichgewicht dabei
(das war ein Balancieren).

Das Licht fiel durch zersprungne Fensterscheiben
übrig bleiben wird hier nichts, murmelte ich
und sah Dich sitzen in dem Schutt
und dein Gesicht gefiel mir, deine Augen
die gespannt zwischen den Scherben lasen.

Wie Perlmutter glänzten die Pfützen
das verglasen wollte ich, dachte ich mir
mit Dir daneben, stilles Leben
war die Decke eingestürzt, im Wasser Wolkenhimmel
als wärs Zuckerguß stand Schimmel an der Wand.

Ich fand ein Blatt und mußte es entziffern
kniff die Lider, wieder
wieder und mit Argusaugen, dachte ich,
mit solchen Augen
muß man rückwärts lesen können
die Geschichten
das wär Glück und vielleicht auch zu viel.

Ich drehte mich zurück zu Dir
Was hier wohl gewesen ist, fragtest Du mich
Ich sagte: Produktion
Und Du: Konsum
Dann ich: Gewinn, der Markt
Und Du: Verfall. Und dann: ich liebe Dich.

Wohin das führt, das alles, überlegte ich
und auch wogegen und wofür
wir gegenseitig
und so abgelegten, ausgerenkt aus dem
was draußen ist
was hilft es, daß man sich was denkt
und furchtlos ist
das strengt nur an
und hier wächst schon das Moos darüber
und

schon wieder Flausen, sagte ich
und Du: laß uns nach Hause gehn.

Konstantin Umicewski

nützliche Ding, wie Eisen, Papier usw., ist unter doppelten Gesichtspunkt zu betrachten, nach Qualität und Quantität. Jedes solches Ding ist ein Ganzes vieler Eigenschaften und kann daher nach verschiedenen Seiten nützlich sein. Diese verschiedenen Seiten und daher die mannigfachen Gebrauchsweisen der Dinge zu entdecken, ist geschichtliche Tat. So die Findung

sinus, streß und laminat.

Von Franziska Wilhelm

Uwes Hund heißt Streß. Er hat ihn noch mit Katrin zusammen gekauft. Die Beziehung lief damals schon mies. Deshalb sollte der Hund eigentlich Kitt heißen. Aber dann kam ein anderer Typ ins Spiel, das mit der Beziehung ging endgültig krachen und da hat Uwe den Hund eben Streß genannt. Streß ist cool, sagt Uwe, Streß ist ne Konstante, sagt Uwe, und Streß pinkelt dabei an eine Hauswand.

Uwe zieht Streß an der Leine hinter sich her. Streß zieht Uwe an der Leine wieder zurück. Seit er nicht mehr mit Katrin zusammen ist, ist er ein ganz anderer Mensch, sagt Uwe. Ganz anderes Sinus-Milieu und so. Ich muß niesen, weil ich bei dem Wort Sinus-Milieu immer niesen muß. Pawlowscher Reflex, sage ich. Uwe gibt mir ein Tempo. Streß schnüffelt mir zwischen den Beinen. Uwe, woll'n wir mal zusammen Pizza Calzone essen gehen?, frage ich und falte das Tempo. Mal sehen, sagt Uwe und tippt mit einem kleinen Stift auf seinen Handy-Terminkalender. Uwe hat zehn Stunden soziale Kontakte pro Woche eingeplant, die sind schon weg. Schade, sage ich. Moment, sagt Uwe, hast du DVDs mit Original-Ton zu Hause, ich hab noch ein paar Stunden Fremdsprachentraining offen. Uwe, sage ich, das ist unsere Straßenbahn.

Uwe, Streß und ich steigen in die Straßenbahn Nummer 11. Uwe nimmt einer alten Frau den Platz weg, damit wir nebeneinander sitzen können. Dann macht er Streß von der Leine los und läßt ihn ein bißchen in der Bahn rumtollen. Ich setze mich neben Uwe, wir schauen uns tief in die Augen. Du mußt unbedingt dein Netzwerk ausbauen, sagte Uwe. Dann redet Uwe über Xing. Ich sage: Uwe, das ist unsere Station. Uwe ruft: Streß! Einige Leute in der Bahn nicken. Andere rufen: Ich auch. Wir steigen aus und laufen zu meinem

Haus. Mieses Karma, sagt Uwe, billig renoviert. Würde er umziehen, sagt Uwe. Wir können auch zu dir, sage ich. Weil wir aber einmal hier sind, nehmen den Fahrstuhl nach oben.

Uwe zieht seine Schuhe aus und setzt sich auf meine Couch. Ich krieche vor dem Fernsehschrank herum und suche nach einer passenden DVD. Uwe legt seine Füße auf den Wohnzimmertisch. Er trägt Socken mit Alf drauf. Es kommt immer darauf an, wie alt man sich fühlt, sagt Uwe. Er fängt zum Beispiel am liebsten was mit Mädchen zwischen 22 und 23 an. Das paßt einfach am besten. Katrin war 28, sage ich. Wie alt bist du eigentlich?, fragt Uwe.

Ich sage: Uwe, wie wär's mit Knocking on Heaven's Door? Aber der Film ist Uwe nicht fremdsprachig genug. Während ich weitersuche, malt Uwe auf meiner Fernsehzeitung rum. Erst einen Kopf mit vier Ohren dran, dann einen Eisberg, der nur mit der Spitze aus dem Wasser ragt. Wo ist Streß? frage ich. Uwe springt auf und rennt ins Bad. Streß stützt sich mit den Hinterbeinen am Badewannenrand ab und trinkt aus der Kloschüssel. Pfui, sagt Uwe, doch nicht bei Fremden! Streß trinkt weiter. Ich lasse Streß und Uwe das unter Männern klären und gehe zurück zum Fernsehschrank. Ich überlege, was für einen Film Uwe gern sehen würde und entscheide mich für Stirb langsam III. Dann setze ich mich aufs Sofa und warte. Streß kommt und leckt mich mit seiner feuchten Schnauze ab. Uwe kommt nicht. Ich gehe nachgucken und finde Uwe im Bad.

Uwe, sage ich, was machst du da mit dem Ohrstäbchen an meinem Lichtschalter? Reinigen, sagt Uwe. Wenn er eins nicht ausstehen kann, dann sind das schmierige Lichtschalter und hier war ja sogar

gesellschaftlicher Maße für die Quantität der nützlichen Dinge. Die Verschiedenheit der Warenmaße entspringt teils aus der verschiedenen Natur der zu messenden Gegenstände, teils aus Konvention. » Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt,

noch die Malerfarbe vom Vormieter drauf. Uwe holt einen kleinen Schraubenzieher aus der Tasche und nimmt den Lichtschalter auseinander. Dann fährt er mit schnellen, zackigen Bewegungen mit dem Ohrstäbchen umher. Man muß nur zwanzig Prozent schneller arbeiten, um zwanzig Prozent mehr Arbeit zu schaffen, sagt Uwe. Soll ich nicht wenigstens den Strom abschalten? frage ich. Nee, das hab ich schon tausend Mal gemacht, sagt Uwe. Dann bekommt er einen Schlag. Ich sehe einen weißen Blitz und dann Uwe, der auf den Boden kracht und merkwürdig zappelt. Streß springt um ihn herum, traut sich aber nicht an ihn ran. Dann zappelt Uwe plötzlich nicht mehr. Ich sage: Uwe, alles OK? Uwe sagt: hmhäääh. Ich sage: Uwe, soll ich dir jetzt einen Arzt holen oder wollen wir erst Stirb langsam III gucken? Uwe sagt: hmhäääh. Ich verstehe und schiebe die DVD in den Player. Dann ziehe ich Uwe auf dem Badezimmerteppich zu mir ins Wohnzimmer. Sein Dreitagebart zerkratzt mir das Laminat. Aber Uwe wollte ja eh, daß ich umziehe.

Weil Uwe sich während des ganzen Films nicht einmal rührt, springt Streß irgendwann zu mir auf die Couch und legt sich auf meinen Schoß. Ich kuschle mich an sein weiches Fell und er sabbert in dünnen Fäden auf mein Sofa. Streß ist ne Konstante, denke ich.

existiert sie nicht ohne denselben. Der Warenkörper selbst, wie Eisen, Weizen, Diamant usw., ist daher ein Gebrauchswert oder Gut. Dieser sein Charakter hängt nicht davon ab, ob die Aneignung seiner Gebrauchseigenschaften dem Menschen viel oder wenig Arbeit kostet. Bei Betrachtung der Gebrauchswerte wird stets ihre quantitative Bestimmtheit vorausge-

barbara.

Von Ulrike Melzer

Ich hab mich gerade waxen lassen. An meinem Körper ist kein störendes Haar mehr. Nur auf meinem Kopf. Weibliches, natürlich gefärbtes, blondes Haar. Ich dufte dezent nach Parfum, um zu signalisieren: Ich achte auf mich. Wenn ich morgens neben meinem Schatzi erwache, sehe ich auch gut aus. Ich gehöre nicht zu den nervigen Frauen, die stundenlang im Bad brauchen. Deswegen trage ich Permanent Make-Up. Schatzi muß nicht alles wissen, ein Geheimnis macht eine Frau erst interessant. Er muß auch nicht wissen, daß ich manchmal esse. Doch – manchmal schon – er mag es nicht, wenn ich zu dünn bin. Neurotische Frauen, mit denen er nicht essen gehen kann, findet er anstrengend. Also esse ich Pizza mit ihm und seinen Freunden, reiße auch mal einen dreckigen Witz. Dann ist er stolz. Ich esse nur eine halbe Pizza und mehr als ein Witz geht gar nicht, sonst findet er mich verfressen und ordinär. Gestern hat er sich über mein schlechtes Allgemeinwissen beschwert. Ich las Zeitung, legte mir eine Meinung zu und lernte chinesisches. Das war ihm too much. Jetzt mache ich ab und zu eine intelligent klingende Bemerkung, damit sich Schatzi gut präsentieren kann, und alles ist gut.

Ihm fehlt das Feuer in unserer Beziehung, hat er gestern gesagt. Er braucht eine Frau, die ihm auch mal Kontra gibt, sagte er. Also fing ich einen Streit an, lenkte dann ein, machte sauber und empfing ihn am Abend im Domina-Outfit. »Das liebe ich so an dir«, sagte er. »Du bist unschuldig und gleichzeitig ein böses Mädchen.«

Jetzt sitzen wir im Park, er seufzt. Ich bekomme Angst – sitzt mein Lidstrich eventuell nicht perfekt? Ich frage nicht, was los ist. Er will nicht kontrolliert werden. »So geht es mit uns nicht weiter«, sagt er. »Du läßt dich gehen. Eine Beziehung funktioniert nicht, wenn nur einer gibt.«

»Was stört dich an mir?« frage ich. »Sieh dich doch an«, sagt er. »Dein linker Schuh ist ungepflegt.« Er hat recht. Wie immer. »Oh mein Gott – was soll ich jetzt nur tun?« frage ich leise. »Es ist nicht nur das – ich vermisse die Tiefe in unserer Beziehung. Du bist mir zu perfekt. Außerdem riechst Du nach Gummi.« Er geht. Ich warte auf Trauer, doch ich fühle nichts. Auch das Sprechen habe ich verlernt. »Ach Barbara«, sagt Ex-Schatzi, »du kannst doch gar nicht sprechen. Du bist doch nur eine Gummipuppe. Eben eine Frau.«

.....

setzt, wie Dutzend Uhren, Elle Leinwand, Tonne Eisen usw. Die Gebrauchswerte der Waren liefern das Material einer eignen Disziplin, der Warenkunde. Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion. Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachten-

retour de flèche.

Von Marc Penchenat

Le soleil brille d'un si timide éclat
Que nul ne sait, ni toi ni moi,
Si le ciel pleure ou pas.

Jusqu'au soudain trait de crayon,
Le soleil tend son arc de son
Plus persistant rayon.

Un faisceau de lumière nettoie
La plaie du ciel; notre enfant croît
Comme toi, comme moi:

C'est le cœur d'une flèche perdue
Qui dans sa recherche de salut
Dit: où suis-je? Où es-tu?

Parle et agis, reviens à moi!
Mon enfant, je suis ton carquois
Et ta cible; crible-moi!

den Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des – Tauscherts. » Der Tauschert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen, ein Verhältnis, das beständig mit Zeit und Ort wechselt. Der Tauschert scheint daher etwas Zufälliges und

68.

Von Jon Nielsen

Meine Eltern haben sich damals im Sozialistischen Schülerbund kennengelernt. Ich bin also ein originales Kind von 68ern. Das spürt man auch im Alltag. Exzessive Feiern, ein chaotisches Zimmer, legale und illegale Drogen – kurz: meine Eltern lassen kaum etwas aus.

Die Erziehung war sehr offen, und alles in allem bin ich meinen Eltern sehr dankbar für alles, was sie mir beigebracht haben, auch wenn man das damals natürlich nie zugeben wollte. Zum Beispiel haben sich meine Eltern, als ich 15 war und meine erste Freundin hatte, nach zwei Monaten mit mir zusammengesetzt – so nach dem Motto: Sohn, wir müssen reden. Wie ich solche Gespräche immer gehaßt habe. Da sitzen wir gemeinsam am Esstisch, Stille. Mein Vater räuspert sich, meine Mutter schaut mich bedeutungsvoll an, und nach einer Weile fängt mein Vater dann an zu reden. Du bist jetzt seit zwei Monaten mit deiner Freundin zusammen, deswegen dachten deine Mutter und ich, es wird langsam Zeit, dich in gewisse Dinge einzuweißen. Also, Junge, merke es dir ein für allemal: Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment.

Das haben sie mir schon im Kindergarten erzählt, als ich an zwei Tagen hintereinander mit demselben Mädchen in die Sandkiste gegangen bin. Doch, es ist schon etwas Besonderes, Kind von 68ern zu sein. Neulich habe ich meine Eltern gefragt, ob wir nicht mal wieder Oma und Opa zu uns einladen wollen. Da haben sie mich ausgelacht und gefragt, ob ich mir demnächst auch noch einen Bausparvertrag zum Geburtstag wünschen will.

Und dann immer diese merkwürdigen Gestalten, die bei uns in der Wohnung ein- und ausgehen. Die meisten von denen kenne ich noch nicht einmal. Sofort, wenn die zu uns kommen, dann verdrücken sich

meine Eltern mit denen auf ihr Zimmer, und innerhalb der nächsten Stunden weht dieser süßliche Duft durch den Flur, und von innen hört man nur noch ein leises Kichern. Meistens diskutieren sie ganz lange und reden von der großen Revolution, manchmal gucken sie auch einfach stundenlang Spongebob. Dabei haben sie allerdings trotz allem ihre elterlichen Pflichten nie aus den Augen gelassen und mit mir über alle ernstesten Themen des Lebens geredet. Zum Beispiel Drogen. Och, komm, n kleinen Johnny nimmst du doch auch? Ne klitzekleine Jolle? Zumindest einmal ziehen an der Tüte kannst du doch. Später hieß es nur noch: Es wird geraucht, was auf den Tisch kommt! Ich befürchte, ich habe meine Eltern schwer enttäuscht. Ich trinke Eistee statt Astra, bin oft zur Schule gegangen, aber nicht ein einziges Mal auf einer Demonstration verhaftet worden. Nicht mal Eier hab ich auf Politiker geworfen. Einmal haben sie sogar einen befreundeten anthroposophischen Kinderpsychologen zu uns nach Hause geholt, weil mein Zimmer ständig aufgeräumt war. Nein, meine Eltern hatten es nicht leicht mit mir. Als mein bester Freund während der Kurzferien zum 1. Mai mit seiner Familie nach England geflogen ist, habe ich meinen Eltern vorgeschlagen, daß auch wir mal einen richtig herzerfrischend-schönen Familienurlaub machen sollten. Spontane Reaktion meiner Eltern: Fiebertest und die Befürchtung, ich sei endgültig und unwiderruflich zum reaktionären Spießler mutiert. Dann allerdings haben sie sich bereiterklärt mitzukommen, unter der Bedingung, daß sie den Urlaubsort bestimmen dürfen: Goa. Eine Stadt an der Westküste Indiens, in der seit langem die Hippies zu Hause sind. Eigentlich hatte mein Vater Berlin-Kreuzberg als Reiseziel für den 1. Mai anvisiert, was er dann aber zum Glück eine halbe Stunde später auch schon wieder vergessen hatte. In Indien angekommen, habe ich sofort meine

rein Relatives, ein der Ware innerlicher, immanenter Tauschwert (valeur intrinsèque) also eine contradictio in adjecto. Betrachten wir die Sache näher. » Eine gewisse Ware, ein Quarter Weizen z.B. tauscht, sich mit x Stiefelwiche oder mit y Seide oder mit z Gold usw., kurz mit andern Waren in den verschiedensten Proportionen. Mannigfache Tauschwerte also

Kamera herausgeholt, Fotos geschossen und Museumstickets für die gesamte Region Goa, den kleinsten Bundesstaat Indiens, bestellt. Vorher hatte ich uns bereits im Internet das beste Hotel rausgesucht und mir den Weg dorthin auf einer Reisekarte eingetragen, doch meine Eltern hatten andere Pläne. Auf dem Ochsenkarren von einem Mann mit drei Zähnen und fünf Dreadlocks sind wir die 50 Kilometer bis zum Strand getrampt. In den Zeltlagern am Strand kannten meine Eltern noch die meisten von früher, mit den anderen haben sie sehr schnell Freundschaft geschlossen, als abends im Mondlicht die Bong herumgereicht wurde. Ich habe drinnen im Zelt versucht zu lesen und meine Eltern bestimmt fünfmal gebeten, die Musik leiser zu machen, aber irgendwann sind die beiden mit ihren Freunden nur noch nackt ums Zelt herum getanzt und haben dabei lauthals gesungen und von irgendwelchen lila-gelb-blauen Schmetterlingen geredet. Später haben sie noch ein Wettpissen über einen Stromdraht veranstaltet und versucht, Heuschrecken mit Marienkäfern zu kreuzen. Kurz: Der Urlaub war eine reine Enttäuschung. Ich habe fast nichts von Goa-City gesehen und meine Eltern können immer noch nicht verstehen, warum ich die Gastfreundlichkeit der Hippies so verachten konnte und kein einziges von ihren LSD-Papern angenommen habe. Zurück in Deutschland gab es für meine Eltern nur eine Lösung: So schnell wie möglich von zu Hause ausziehen. Jetzt wohnen sie in ihrem Vorruhestand mit alten Studienkollegen zusammen in einer Senioren-WG und lassen ordentlich die Sau raus. Am Stadtrand haben sie sich in einer Bauwagensiedlung eine Kommune aufgebaut und kommen nur noch manchmal zum Wäschewaschen nach Hause.

hat der Weizen statt eines einzigen. Aber da x Stiefelwiche, ebenso y Seide, ebenso z Gold usw. der Tauschwert von einem Quarter Weizen ist, müssen y Stiefelwiche, y Seide, z Gold usw. durch einander ersetzbare oder einander gleich große Tauschwerte sein. ... (Aus Karl Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 1, S. 49f.*)

»Sich kennenlernen, miteinander leben.« Unter diesem Motto veranstaltete Radio F.R.E.I. Ende des vergangenen Jahres einen Schreibwettbewerb für Migrant/innen. Diese waren dazu aufgerufen, von ihren Erfahrungen in Deutschland oder ihren Herkunftsländern zu berichten. Das hEFt dokumentiert auf den folgenden Seiten die prämierten Texte.

hier und dort.

Von Hanaa Helwa

DORT ...

- ... wo die Sonne das Lächeln auf die Gesichter zeichnet.
- ... wo die Aischa ihren Bauchtanz mit der Trommelmelodie vollführt.
- ... wo ich, meine Geschwister und die ganzen Träume reif geworden sind.

Von DORT, von weit weg, komme ich als 16-jähriges Mädchen, voller Träume und Lebensfreude nach HIER.

HIER ...

- ... wo der Mensch die Fesseln in sich brechen kann.
- ... wo die Aischa in Büchern als Märchen verkauft wird.
- ... wo ich, meine Geschwister und die ganzen Träume neu anfangen sollen.

Alles fängt klein an, dann wird es größer, wächst, entwickelt sich und baut sich auf. Ich war auch mal klein, meine Erfahrungen waren gering, genauso gering wie meine Lebensjahre.

Ich wuchs DORT auf, in dem Sonnenland im ornamenthaften Orient. Wo die Sonne ihre Wärme nicht nur auf die braunen Stirnen wirft, sondern ihre warme Strahlung jedes Herz besetzt. Jeder Mensch dort sieht die Welt von seiner eigenen Sicht, doch alle Sichten werden zu einem Ganzen, wenn es um Moral und Großzügigkeit geht.

Als Palästinenserin bin ich geboren, stolz auf meine Eigenschaften, die mir unsere stolze Geschichte vererbt hat. Doch meine Nationalität ist durch den Krieg verloren gegangen. Ich bin fremd als Flüchtling geboren, und seit meiner Geburt in Damaskus/Syrien wächst die Sehnsucht in mir, Sehnsucht nach meinem Dasein, nach meiner Angehörigkeit, nach einem Paß, der meinen Namen als Palästinenserin beweist. Ich wurde von Geburt an als staatenlos bezeichnet, obwohl ich ein Land habe: Palästina!

In Syrien habe ich meine 16 Jahre verbracht, war jung und wußte von dem Leben nichts anderes als das,

was in meiner Vorstellung abgelaufen war. Ich war aber zufrieden. Alles war schön einfach und alles war schön warm!

Eines Tages, als die Wohnung voller Leute (Freunde, Bekannte und Geliebte) war, war alles laut und dramatisch, alle weinten und waren gereizt. Da begriff ich: Es dauert nicht mehr lange, ein paar Stunden und unser Flugzeug fliegt nach Deutschland, dort, wo mein Vater seit zwei Jahren auf uns wartet. Er mußte wieder einmal fliehen, genauso wie vor ca. 20 Jahren, als er aus Palästina verbannt wurde.

Es war wirklich wahr. Das, was ich seit zwei Jahren nicht glauben wollte, passierte nun. Ich mußte alles verlassen, meine Erinnerungen und mein ganzes Gedächtnis. Und genau in dieser Sekunde war alles nicht mehr schön einfach.

Mit schüchternen Schritten betrat ich die Straßen von Deutschland. Kalt ... war der erste Eindruck. Alles war schön modern gebaut, die ordentlichen Straßen und der Verkehr spiegelten mir die besonderen Eigenschaften der deutschen Gesellschaft wider: Pünktlichkeit, Genauigkeit und Ordnung. Die Leute waren alle beschäftigt, man liest in jedem Gesicht andere Sorgen

und jeder denkt für sich, und sieht die Welt auch aus seiner Sicht.

Schwierige Tage habe ich erlebt. Ich bin jetzt doppelt Flüchtling und genauso war die Sehnsucht doppelt. Sie hat in mir nächte- und tagelang geweint. Ich war immer noch von meinem feinen orientalischen Leben beeinflusst. Ich fühlte, wie allein ich war, und wie das feine Leben hart geworden ist.

Nicht nur Flüchtling sein war das Problem, sondern diese erniedrigenden Blicke, die mir die Leute auf der Straße zuwarfen. Meine Angst, die Wohnung zu verlassen und die neue große Welt zu sehen, hat mich immer zu Hause hinter mein Fenster gesperrt, so blieb ich von meinen Sehnsüchten und Erinnerungen gefesselt.

Bis zu dem Tag, als ich eine alte Dame getroffen habe, und sie mich mit ihren Augen gemustert hat. Ihre Blicke waren keine normalen Blicke. Sie haben mich tief getroffen. Ich wollte sie fragen, sie anschreien: Warum diese erniedrigende Blicke? Aber mir fehlte die Sprache. Ich konnte kein Deutsch, ich mußte schweigen! Sie hat ihren Kopf geschüttelt und ist weiter gegangen. Nicht nur ihren Kopf hat sie geschüttelt, ich und mein Herz wurden auch geschüttelt. Ich stieß auf einen Gedanken und mir wurde klar wie weißer Schnee, daß ich HIER und nicht DORT bin, daß ich mich nicht mehr hinter meinen Erinnerungen und Sehnsüchten verstecken kann, daß ich mein neues Leben endlich akzeptieren und neu anfangen muß, auch wenn es mir schwer fällt.

Das war der Anfang, ich habe in sechs Monaten Deutsch gelernt, das Arbeitsleben und die Tradition im

deutschen Alltag kennengelernt. Aber ich stand immer zwischen den Stühlen. Ich konnte nicht mehr arabisch in einem europäischen Land leben, aber ich konnte auch nicht meine 16 Jahre, die ich in Syrien mitten in den arabischen Traditionen lebte, wegwerfen und mich an die neue Lebensart und Lebensweise anpassen.

Mitten in dieser ganzen Verzweiflung und Demütigung traf ich Menschen, die europäisch aufgewachsen sind, aber einen Überblick über meine Herkunft haben. Diese Menschen haben mir die Wege erleichtert, mich unterstützt und standen jede Sekunde zu mir. Sie haben mir bewiesen, daß es in Ländern, die hinter der Sonne sind, doch Herzen gibt, die voller Wärme sind. Da ist mein hartes Leben wieder leichter geworden. Da fand ich Spaß an meinem verantwortungsvollen Leben. Da konnte ich frei leben, befreit von meinen Erinnerungen und meinen Sehnsüchten, die noch immer in mir lebten – aber nur als stille Sehnsüchte.

Und so konnte ich mich an das neue Leben anpassen, ohne meine Tradition aufzugeben, und konnte meine neuen Lebensschritte erfolgreich angehen. Zur Zeit stehe ich kurz vor meinem Fachhochschulabschluß, und bald werde ich studieren und diesem Land, Deutschland, das meine Persönlichkeit mit schönen und harten Tagen verstärkt und geprägt hat, etwas zurückgeben können.

Nach fünf Jahren in Deutschland weiß ich heute, wie sich ein orientalisches Ornament in einem europäischen Gemälde einfügen kann, ganz harmonisch und interessant, aber ohne daß es seine Besonderheiten als orientalisches Ornament verliert!



eine silvestergeschichte in briefen.

Von Olga Jagel

Zu Weihnachten werden oft in den Zeitschriften nette, sentimentale Weihnachtsgeschichten veröffentlicht, wie sie in dieser schönsten Zeit im Jahr passieren. Und auch diese Silvestergeschichte in Briefen ist eine davon.

15.12.1997

Guten Tag oder guten Abend, meine liebe Nadja. Dieses Jahr sind wir zum ersten Mal nicht zusammen bei der Silvesterfeier. Gestern sind wir am Flughafen Hannover gelandet und schon wenige Stunden und eine Busfahrt später in Friedland in einem Übersiedlungswohnheim angekommen.

Unsere Familie hat vier Betten in einem großen Zimmer bekommen, zwei weitere Betten im selben Zimmer bekam ein älteres Ehepaar, und eine junge Frau mit ihrem Baby wurde auch in diesem Zimmer untergebracht. Unsere kleine Sweta hat die ganze Nacht geweint und das Baby auch.

Was erwartet uns hier? Beim Zoll am Flughafen habe ich kein Wort verstanden, selbst das Wort »Pässe« nicht. Und das, obwohl ich mich ziemlich gut für die Ausreise vorbereitet habe. Meine Sprachkenntnisse schienen mir für die erste Zeit ausreichend zu sein. Nun habe ich ein bißchen Angst. Vielleicht bin ich völlig verrückt? Alles hinter mir zu lassen und mit den Kindern in ein fremdes Land zu ziehen, nur mit ein paar Taschen mit unseren Anzihsachen in der Hand. Ist es nicht zu unsicher und unweitsichtig?

27.12.1997

Meine liebe Nadja!

Wir sind jetzt nicht mehr in Friedland, sondern in einem ganz kleinen Dorf in Thüringen. Hier wohnen wir in den ehemaligen Kasernen und haben unser eigenes Zimmer. Es ist ziemlich groß, wir haben es mit einem Kleiderschrank in zwei Hälften aufgeteilt und haben es uns gemütlich gemacht.

Das alte Ehepaar aus Friedland ist auch hier, und die junge Mutter mit ihrem Baby ist zu ihren Verwandten ins Saarland gezogen. Wir haben die Adressen getauscht. Vielleicht sehen wir uns noch. Die alte Dame hilft uns sehr, sie kann nämlich gut Deutsch.

Gestern abend hat man hier im Wohnheim Weihnachten gefeiert. Bei uns war Silvester die wichtigste Feier im Jahr, in Deutschland ist dagegen Weihnachten wichtiger. Die kleine Sweta hat sogar ein Geschenk vom Weihnachtsmann bekommen.

10.12.1998

Liebe Nadja.

Ich bin schon über ein Jahr hier, und immer noch kann ich schlecht Deutsch. Ich habe nicht damit gerechnet, daß es so schwer wird, die Sprache zu lernen. Eigentlich ist es doch die Muttersprache meiner Groß- und Urgroßeltern, aber das hilft mir irgendwie nicht weiter. Wenn ich draußen im Dorf bin, fühle ich mich so unsicher.

Was, wenn mich jemand anspricht? Wie soll ich antworten? Das ist lächerlich, aber wenn ich im Wald spazieren gehe, und mir jemand entgegenkommt, versuche ich mich hinter irgendeinem Baum unsichtbar zu machen. Und das alles nur aus lauter Angst, angesprochen zu werden.

04.01.1999

Meine Nadja.

Wenn du nun wüßtest, wie schlecht es mir geht. Die Probleme werden immer größer. Erstens fühle ich mich unter den Schreibern aus allen möglichen Ämtern wie begraben. Diese berühmte Amtssprache macht mich fertig.

Dann habe ich gemerkt, daß die Kinder sehr ungerne in die Schule gehen. Und was war der Grund? Zwei fremdenfeindlich gestimmte einheimische Brüder aus der Nachbarschaft. Jeden Morgen im Schulbus fangen sie mit ihren fiesen Lästereien an, von denen die Erwachsenen als letzte erfahren, und die den Kindern das Leben unerträglich machen.

Und heute gab es den letzten Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt. Bei meiner Umschulungsmaßnahme sind drei Rechtsextreme dabei. Besonders fleißig sind sie nicht, sie wurden vom Arbeitsamt zu dieser Maßnahme förmlich gezwungen. Und heute haben sie ein Theater gemacht, weil sie, die Einheimischen, mit den Aussiedlern in einer Gruppe lernen sollen. Natürlich sind das nur drei Mann von der ganzen Gruppe, aber ist es nicht gemein? Ich fühle mich gerade so allein gelassen und unglücklich.

Ach, liebe Nadja, ich kann dir nicht sagen, daß ich zurück in meine Heimat möchte. Es gibt kein Zurück

mehr. Aber auch hier habe ich noch keine neue Heimat gefunden. Ich fühle mich so, als ob mich eine Leere umgibt und ich keine Luft zum Atmen kriege.

11.11.1999

Meine liebe, liebe Nadja!

Ich möchte jetzt meine Freude mit dir teilen. Vor einer Stunde habe ich beim zweiten Anlauf meine Fahrprüfung bestanden. Es gibt in einem Autohaus in der Nähe ein kleines hübsches Auto, das man günstig kaufen kann. Morgen sind wir ins Kulturhaus eingeladen: Schulkinder veranstalten dort ein Konzert, und unsere Lena spielt Keyboard. Das war schon immer ihr Traum, der nun in Erfüllung geht.

01.01.2000

Guten Abend, meine Nadja!

Noch eine Silvesterfeier ohne dich. Neujahr 2000, Millennium – hört sich so vielversprechend an. An Silvester habe ich immer so ein Gefühl, als ob da etwas Neues und ganz Besonderes beginnt. Siehst du, ich bleibe immer noch romantisch.

Ich habe dir schon geschrieben, daß wir in eine größere Stadt gezogen sind. Neujahr wird hier gerne im Zentrum gefeiert. Fünf Minuten vor Mitternacht geht es richtig los. Das müßtest du sehen! Domplatz und Petersberg waren voller Menschen. Alle haben so ausgelassen gefeiert, überall Knaller und Feuerwerksraketen.

Sehr lustig war das und die Kinder haben sich gefreut. Unser Sohn war unser »Hauptfeuerwerker« (wir haben auch paar Tüten mit Raketen mitgebracht). Nur für einen Augenblick bin ich traurig geworden. Alle um mich freuen sich, die Kinder lachen, alles freut sich. Und plötzlich habe ich den Domplatz ganz anders gesehen: fröhliche, aber fremde Menschen um mich herum, die schönen rausgeputzten Häuschen mit ihrer gotischen Architektur kamen mir auch so fremd vor. Was mache ich hier, wo bin ich? Das war aber nur ein kurzer Augenblick, und die Familie hat nichts gemerkt.

23.12.2002

Liebe Nadja.

Hast du unsere Geschenke zu Weihnachten bekommen? Ich habe eben auch die Geschenke für die Kinder eingepackt. Unter anderem auch das russische ABC-Buch für unsere kleine Sweta. Sie ist gut in der Schule, aber Russisch spricht sie so komisch. Kein Wunder, schließlich ist sie hier aufgewachsen.

31.12.2003

Hallo, meine Nadja.

Bevor unsere Gäste kommen, möchte ich dir paar Zeilen schreiben. Unser Sohn ist zum Bahnhof gefahren: unsere alten Freunde aus dem Wohnheim kommen zu Besuch. Das ist dieses alte Ehepaar, das wir an unserem ersten Tag in Deutschland kennen gelernt haben. Dann kommen auch Carmen und Birgit von unserem Büro und unser Nachbar Jürgen. Nur du fehlst, meine Nadja. Übrigens, Carmen und ich haben schon beschlossen, in einem Jahr zu dir nach Rußland in den Urlaub zu fahren.

01.12.2004

Liebe Nadja.

Der Flug war schön, wir sind gut in Frankfurt angekommen. Carmen war von unserer Reise begeistert. Danke, du bist eine wunderbare Gastgeberin. Aber ich bin von dieser Reise etwas enttäuscht. All diese Jahre habe ich davon geträumt, wie ich wieder nach Rußland komme. Doch in der Wirklichkeit war es anders, als in meinen Träumen. Natürlich wird dort überall Russisch gesprochen, aber die Menschen sind anders geworden. Die hübschen Winkel aus unserer Jugend sind verschwunden, die Straßen konnte ich kaum wiedererkennen und diese teuren schicken Geschäfte waren mir unbekannt. Als unser Flugzeug wieder in Frankfurt landete und ich wieder den Boden des Frankfurter Flughafens unter den Füßen hatte, kam in mir plötzlich ein warmes und beruhigendes Gefühl auf: endlich bin ich wieder hier. Ich bin zu Hause!



nichts als warten.

Von Hamza Barakat

Wenn ich meine Geschichte aufschreibe, schreibe ich nichts Neues, sondern schreibe über eine normale Sache der Menschheit. Der Mensch tat es in der Vergangenheit, tut es heute und wird es auch in Zukunft tun, weil die Einwanderung, das Verreisen und das Fliehen auf der Suche nach einem besseren Leben oder auf der Suche nach Sicherheit aufgrund von Krieg oder Naturkatastrophen eine menschliche Eigenschaft ist. Damit er am Ende ein normales Leben führen kann, genau so wie die anderen Geschöpfe auf der Erde (Menschen, Tiere, Fische im Meer ...) es tun, das ist eine Art von Freiheit.

Ich bin ein junger Mann, der in einem Land geboren ist, in welchem seit 60 Jahren Krieg geführt wird, wo es keine Sicherheit mehr gibt und wo sehr schwierige wirtschaftliche und unsichere Lebensbedingungen herrschen.

Nach meinem Abitur habe ich in einer Autofirma gearbeitet, damit ich für mich und meine Familie, die aus sieben Personen besteht, sorgen konnte.

Im Jahr 2000, nachdem der Friedensprozeß nicht erfolgreich war, haben die Palästinenser keine Hoffnung mehr. Und wegen der sehr schwierigen Lebenssituation hat ein Volksaufstand gegen die Besetzung begonnen. Dadurch wurden viele Menschen getötet, Vieles zerstört, die Grenzübergänge wurden gesperrt und die Arbeitslosigkeit hat sich erhöht. Und das Ganze ist nur schlimmer geworden, seit das Benutzen von Waffen außer Kontrolle geraten ist.

Zwei Jahre sind vergangen und diese schlimme Situation hat sich immer noch nicht verändert, ohne Arbeit, große Armut und viele gesellschaftliche Probleme. Das alles hat mich auf die Idee gebracht, aus dem Land zu fliehen, auf der Suche nach einer besseren Zukunft und einem Leben ohne Krieg.

Ich habe ein Visum beantragt und tatsächlich eins nach Europa bekommen.

Ich wollte nach Schweden.

Ich bin aus Gaza nach Ägypten gereist und von dort aus nach Frankfurt Flughafen. Dort wurde ich von der deutschen Grenzpolizei gestoppt, durfte nicht weiter nach Schweden fliegen, sondern mußte in Deutschland bleiben.

Dann habe ich hier Asyl beantragt. Im Flughafen habe ich ein Gespräch geführt um die Gründe zu erklären, warum ich Asyl beantragen möchte.

Dann wurde ich zu einem Heim in Frankfurt geschickt und bin dort zwei Tage geblieben. Nach zwei Tagen wurde ich nach Jena geschickt, wo ich für eine befristete Zeit in einem Heim geblieben bin. Diese befristete Zeit waren drei Monate, in dieser Zeit habe ich einen Personalausweis als Flüchtling bekommen und habe ein zweites Gespräch, wegen des gleichen Grunds wie bei dem ersten Gespräch, geführt.

In dem Heim in Jena war die erste Lebensphase für mich als Flüchtling und war von der seelischen Seite die schwierigste Phase. Man fühlt da zum ersten Mal, was Fremdheit heißt, ein neues komisches Leben, in einem Heim, das in einem Wald liegt, umrandet durch Stacheldraht genau wie im Gefängnis. Man braucht eine Erlaubnis, um rein- und rauskommen zu dürfen. Es ist ein Altbau, überfüllt mit Flüchtlingen aus vielen Nationen, kein gutes Essen und kein guter Lebenszustand, einfach viele Probleme.

In mir drin drängen sich viele Fragen und Sorgen über mein Zukunft und was mich noch alles erwartet.

Nach der ersten Woche in diesem Heim habe ich angefangen, meine neue Situation als Flüchtling kennenzulernen, den Aufenthalt an sich, wie ich mit Geld umgehen soll, und das lange Warten, bis die Flüchtlingspapiere erledigt sind. Als letztes habe ich gelernt, wie schwierig es ist, Arbeit zu finden, in einer Gesellschaft, in der die Arbeitslosigkeit sehr hoch ist.

Mit der Zeit habe ich viele Bekanntschaften geschlossen, die aus verschiedenen Ländern hierher gekommen sind, alle sind auf der Suche nach einem besseren Leben gekommen, aber die Überraschung war – genau so wie für mich – sehr hart.

Mein drittes Gespräch habe ich kurz danach geführt, es ging wieder mal um den Grund meines Asylantrages. Der Ermittler (Untersuchungsrichter) sagte mir dieses Mal, daß ich in einem demokratischen Land bin und das Recht auf einen Asylantrag habe. Und am Ende des Gespräches hat er mir versprochen, daß ich die Antwort in zwei Wochen bekomme.

Nach diesem Gespräch wurde ich in ein Heim geschickt, wo ich für unbefristete Zeit leben sollte. Unglücklicherweise war das Heim in einem Wald, in einem kleinen Dorf, das Katzhütte heißt. Das Überraschende war, wie hart das Leben der Flüchtlinge dort ist, manche leben in diesem alten Heim in einem solch schwierigen Lebenszustand seit vier bis fünf Jahren.

Der unzugängliche Verkehr war eines der großen Probleme für mich, wie soll ich das alles aushalten, und wie soll ich so viele Jahre wie diese Leute hier verbringen!! Viele von denen haben psychische Probleme wegen des langen Wartens, ohne Arbeit, wo man die Hoffnung langsam verloren hat. Ich habe aber keine andere Wahl, ich muß aushalten, Geduld haben und auf die Antwort warten.

Einige Tage lebte ich im Heim und andere Tage ging ich raus zu einigen Freunden, die ich kennengelernt habe.

Monate und Jahre sind vergangen ohne Antwort auf meinen Antrag. Ich habe mir viele Gedanken gemacht, ob ich nicht nach Schweden oder ein anderes Land verreisen soll, aber alle haben mir abgeraten, also bin ich geblieben.

Nach zwei Jahren und drei Monaten bekam ich »endlich« die Antwort auf meinen Antrag. Das war ein großer Schlag für mich, mein Antrag wurde abgelehnt, aus lächerlichen Gründen. Sie behaupteten, daß in Palästina ein Friedenprozeß vereinbart ist, man dort in Sicherheit lebt, und daß der Krieg bald zu Ende ist. Wobei sogar der, der keine Ahnung von Politik hat, weiß, wie sich die Situation in Palästina immer weiter verschlechtert und es keine Spur von Frieden oder Sicherheit gibt, da sich dort keiner an den Friedenprozeß hält und keiner ihn akzeptiert.

Ich kann diese Ablehnung nicht verstehen und habe Berufung gegen diese Entscheidung eingereicht.

Wieder langes Warten und die Tage vergehen zwischen Hoffnung, Angst, und Sorge um meine Familie in Palästina, wo die Situation sich verschlechtert.

Mein Leben läuft weiter ohne Sinn. Ich esse nur, trinke, schlafe und schaue fern, keine Beschäftigung außer Warten, dadurch ist meine psychische Situation am Boden. Dazu gehört auch der sehr harte Umgang von der Ausländerbehörde den Flüchtlingen gegenüber.

Mit der sich immer wiederholenden Ablehnung meiner Anträge, aus diesem Heim auszuziehen, geht die Schwierigkeit einher, eine Erlaubnis zu bekommen,

das Heim für ein paar Tage verlassen zu dürfen. Es gibt keinen Respekt den Flüchtlingen gegenüber, wir leben wirklich wie im Gefängnis, komischerweise in einem demokratischen Land, im Land der Freiheit, in dem Menschen Rechte haben!

In dieser harten Lebenssituation mußte ich nach Schwarzarbeit suchen, trotz großer Gefahr und der großen Angst vor dem härtesten Gesetz in Deutschland, dem Aufenthaltsgesetz.

Ich bin jetzt im sechsten Jahr hier und warte noch immer mit Hoffnung, welche jede Minute weniger wird, auf das Ergebnis der Berufung. In diesem ganzen respektlosen Lebenszustand gehe ich ab und zu Bekannte außerhalb des Heimes besuchen.

Die Bewohner des Heimes Katzhütte haben vor kurzer Zeit eine Demo mit Hilfe des Vereins »The Voice« organisiert. Sie haben gegen die schlechten Lebensbedingungen, die die Flüchtlinge in diesem Heim haben, gestreikt. Ich war auch dabei, wir haben lange gestreikt und demonstriert, so daß unser Heim bei der Presse bekannt geworden ist. Wir werden so lange kämpfen, bis wir unsere Rechte als Menschen bekommen. Freiheit bekommt man nämlich nicht geschenkt, sondern deine Freiheit wird in dir geboren und du mußt dafür kämpfen, bis du sie bekommst. Flüchtlinge sind Menschen, die Rechte haben und frei sind, bevor sie Flüchtlinge werden.

Das Flüchtlingsproblem ist nicht auf ein Land oder einen Ort begrenzt, es ist ein internationales Problem. Deswegen müssen wir, statt die Grenzen zu verschließen und die Gesetze zu erhärten, und statt die Auswanderung zu begrenzen, alle gemeinsam gegen Armut und Krieg zusammenhalten. Weil Armut und Krieg sind die großen Ursachen der Auswanderung.

Die Europäer waren vor nicht langer Zeit in unserem Land, welches sie zu ihrem eigenen Nutzen besetzten. Sie sind zu uns mit Krieg und Waffen gekommen.

Wir kamen nach Europa um ein besseres Leben zu führen, wir kamen ohne Waffen und wollen kein Krieg, wir kamen mit Gummibooten, Boote des Todes ...



Der liebe Gott hat mich auf dieses Land gesetzt!

Von Jingyun Liu

Potsdam, August 2008. Total neugierig und aufgeregt saßen zehn Schüler und Schülerinnen aus Peking, Shanghai und Nanking aus der Volksrepublik China im Raum mit deren deutschen Gasteltern. Alle Schüler sind einen Tag vor dem Unterrichtsbeginn zum ersten Mal in Berlin angekommen. Vor allen stand ich, ihre Deutschsprachlehrerin. In den folgenden vier Wochen zeigte ich ihnen jeden Tag neue Vokabeln und Grammatik auf Deutsch und korrigierte ihre Aussprache und ihren Satzaufbau. Vor acht Jahren und fünf Monaten kam ich selbst zum ersten Mal auf dem Flughafen Frankfurt am Main an. Konnte fast kein Deutsch, außer *Danke* und *Guten Tag* und war voller Neugier und Aufregung. Damals wußte ich noch nicht, daß ich über acht Jahre hier in Deutschland bleiben würde, auch nicht, daß ich fünf Jahre später deutsche Staatsbürgerin werden würde, auch nicht, daß ich in Deutschland Deutsch-Sprachunterricht geben würde.

Nach meinem Englisch-Studium in China habe ich vier Jahre an einem der besten Gymnasien in der Volksrepublik als Englischlehrerin gearbeitet. Ich liebte meine Arbeit und meine Schüler und sie mich. Es war eine der schönsten und sinnvollsten Zeiten meines Lebens. Doch hat etwas gefehlt. Meine Zukunft war deutlich überschaubar. Ich würde bis in die Rente Englischunterricht geben, so wie viele andere Lehrer es tun. Aber vielleicht könnte ich auch ein bißchen mehr schaffen, als nur ein Leben lang in China Englisch zu unterrichten? Zum Beispiel, die schwierige deutsche Sprache lernen und Europa entdecken? Dazu mußte folgendes getan werden: einen Reisepaß beantragen, eine Sprachschule in Deutschland suchen, das Visum beantragen, ein Flugticket buchen. Und bevor ich noch Zeit fand, ein bißchen in »Deutsch für Reisende« zu blättern, saß ich schon im Flugzeug nach Europa und schrieb einen Brief an meine Schüler in China, daß ich sie schon vermisse.

Dinge passieren manchmal einfach so. Meine Lehrerinnen am Herder-Institut waren total nett und kompetent. Täglich sechs Stunden Deutsch-Unterricht haben mir sehr viel Spaß gemacht. Es hat mir besonders viel Spaß gemacht, wenn ich jedes Mal eine Eins bekommen habe! In Deutschland Deutsch zu lernen war

echt toll. Überall kann man Deutsch lernen. Überall sind meine Deutschlehrer: Die Verkäuferin vom Bäcker, der Rentner mit dem Pudel im Park, mein Zahnarzt, der Nachrichtenansager im Radio, die scharfe Bundeskanzlerkandidatenausschreibung im Fernsehen, sowie freundliche Leute auf der Straße sind alle meine Deutschlehrer! Ausflug nach Berlin, Besuch im Leipziger Zoo, Orgelkonzert in der Nikolaikirche, Besichtigung der Museen und Ausstellungen, Stadtbummel auf den gleichen Straßen und Gassen, wo Bach und Goethe auch schon mal gewesen sind ... Das war wirklich eine der schönsten und wichtigsten Zeiten meines Lebens in Deutschland.

Für eine lange Zeit konnte ich kaum begreifen, daß ich mich tatsächlich in der Kultur und Geschichte Deutschlands befand. Die kannte ich doch nur bisher aus den Büchern und Filmen!

Bevor ich bei der »Berlitz«-Sprachschule anfang, Englisch zu unterrichten, habe ich nicht erwartet, daß meine deutschen Schüler mich von Anfang an schon so aufgeschlossen und freundlich akzeptieren würden. Als die einzige Nicht-Muttersprachlerin bei so einer renommierten Firma zu arbeiten, war für meine Arbeitgeber sowie für mich eine Herausforderung. Vier Jahre Vollzeit bei Berlitz heißt Englischkurse bei zahlreichen deutschen Unternehmen, die Möglichkeit, in viele große und kleine Städte in Deutschland zu reisen, viele Leute kennenzulernen und die deutsche Mentalität, Arbeitsart und -weise hautnah zu erleben.

Schöne Zeit vergeht aber sehr schnell. Jetzt bin ich im letzten Semester meines Diplomstudiengangs. Mein deutscher Hochschulabschluß ist fast in der Tasche. Dann suche ich mir eine Arbeitsstelle in Deutschland und arbeite alltäglich mit deutschen Kollegen und Kolleginnen.

Vielleicht kaufe ich mir dann ein deutsches Auto wie Volkswagen oder so, auf Raten natürlich, so wie viele Deutsche. Vielleicht kaufe ich mir ein kleines Häuschen auf dem Land. Meine Lebensmittel kaufe ich auch bei Aldi oder Lidl, so wie meine deutschen Nachbarn. An Weihnachten singe ich auch mit in der Kantorei das Weihnachtsoratorium. Die Sprache, die ich meistens verwende, ist natürlich Deutsch. Bin ich

jetzt also Deutsche?

Jein.

Ja, vielleicht. Das heißt, ich muß mir beim Ausfüllen eines Praktikumsbewerbungsbogens unter »Gültige Aufenthaltserlaubnis vorhanden und gültiger Arbeitserlaubnis vorhanden« gar keine extra Gedanken machen. Das heißt auch: ich brauche ein Eintrittsvisum, wenn ich jetzt meine Eltern in China besuche, aber keines, wenn ich in die Vereinigten Staaten fliege. Das heißt auch, daß ich am Flughafen die Mehrwertsteuer nicht erstattet bekomme, wenn ich Tax Free kaufe. Das heißt auch, daß ich soviel Steuer und Sozialbeitrag zahle, wie jeder arbeitsfähige Deutsche, und daß ich das Recht habe, die Partei zu wählen, die ich gut leiden kann. Das heißt, daß ich auch ein Teil der deutschen Gesellschaft bin. Nein, aber doch nicht ganz.

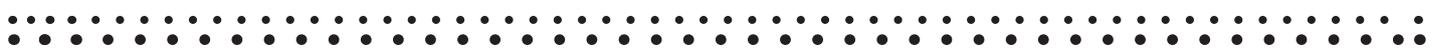
Einmal saß ich im Bus mit zwei Freundinnen, eine aus Indonesien und eine aus China. Ein kleines Kind neben uns hat uns lange angeglotzt und sagte leise zu seiner Oma, »Kuck mal, Oma! Die sehen alle gleich aus!« Die Oma antwortet laut: »Das sind Vietnamesen! Die sind hergekommen, um hier zu arbeiten, und hier geblieben!«

Vor ein paar Tagen kam eine nette Staubsauber-

Verkäuferin an meine Tür und fragte mich sehr höflich, deutlich und langsam »Sprechen Sie Deutsch? Verstehen Sie mich etwa?« Und anschließend, nachdem ich bescheiden sagte: »Ja, ein bißchen«, werde ich sehr freundlich gelobt mit, »Aaah, Sie sprechen aber sehr gut Deutsch!«

Das hat eigentlich große Vorteile, denn wenn ich keine Lust habe, in einem Zug, zum Beispiel, mich an einem Gespräch zu beteiligen, dann kann ich immer sagen, »ich kann nix verstehen.« Aber natürlich mit meinem höflichen asiatischen Lächeln.

Vielleicht bin ich manchmal doch nicht als ein üblicher Teil der deutschen Gesellschaft angesehen. Diese Identität schätze ich aber sehr. Jetzt lebe ich im schönen Deutschland, denn es gibt klaren blauen Himmel, schöne alten Burgen, fabelhafte Kultur und reiche Kunst, fleißige, bescheidende Bürger, freie, hochwertige Bildung, stabile Wirtschaft, Ordnung und Verlässlichkeit der Gesellschaft sowie viele Nationalitäten. Da ich in China geboren bin und in der chinesischen Kultur aufgewachsen bin, habe ich immer meine dunklen Augen und dunklen Haare. Der liebe Gott hat mich auf der roten Erde geboren werden lassen, hat mich aber dann auf das Herz Europas gesetzt.



Das nächste **hEFt** erscheint am 29. Juni 2009.

- » Offene Redaktion: 6. Mai 2009
- » hEFt-relieft am 26. Juni 2009 in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 26. Mai 2009
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Du & Ich im Rathaus

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Du & Ich im Rathaus«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

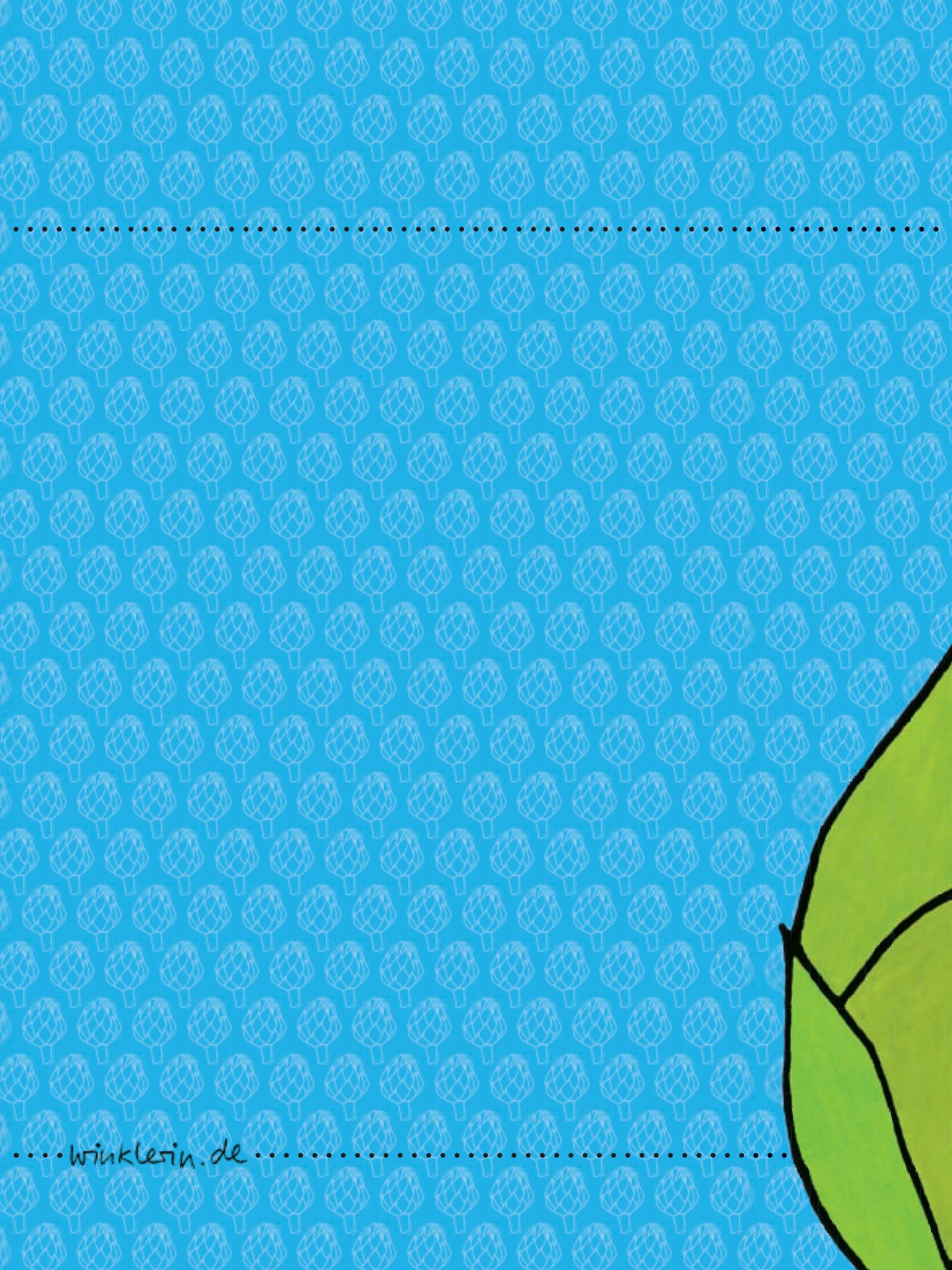
» **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Opera Hostel, Radio F.R.E.I., Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus » **Eisenach** Café Zucker+Zimt

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» KARL ALLE, Erfurt » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » HAMZA BARAKAT, geboren in Gaza, Antragsteller auf Asyl seit 6 Jahren, Katzhütte » TILL BENDER, Autor, Bremen » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » RENÉ FERCHLAND, Jg. 1984, geb. in Magdeburg, studiert Literaturwissenschaft und Philosophie in Erfurt » PAOLO FUSI, 49, Römer » HANAA HELWA, geboren in Damaskus (Syrien), seit 2004 in Deutschland » ALBERT HEIDLER, Jg. 1971, Fotograf, Erfurt » OLGA JAGEL, kam 1999 als Spätaussiedlerin aus Kasachstan nach Deutschland » MARIO KLEMM, freier Mediendesigner, www.blickstrich.de » CHRISTIAN KUJAT, Jg. 1981, Halle/Saale » JINGYUN LIU, seit 2000 in Deutschland, lebt und studiert in Erfurt » ULRIKE MELZER, Jg. 1981, lebt in Weimar und schreibt Gedichte, Prosa, Stücke, Songs und singt, freie Mitarbeiterin bei der *Blitz* » JON NIELSEN, Jg. 1988, Spoken Word Poet, studiert Kommunikationswissenschaften und Germanistik an der Uni Erfurt » MARC PENCHENAT, Jg. 1965, geboren in Toulouse, lebt als freiberuflicher Übersetzer in Erfurt » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » TOBIAS PRÜWER, geb. 1977 in Erfurt, lebt als Philosoph, freier Autor & Sprachspieler in Leipzig, www.dastextlabor.de » PETER RAULFS, Jg. 1966, Desillusionist » JULIA REINARD, Jg. 1980, Erfurt und Leipzig » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » KATHLEEN SCHLOTT, Jg. 1981, kritische Beobachterin der Märkte Erfurts » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf, www.diesektion.deviantart.com » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, www.kunsthaut-erfurt.de, www.klub-500.de » KONSTANTIN UMICEWSKI, Jg. 1983, Straßenstreicher, lebt in Leipzig und liebt in Erfurt » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » POUL WEYGEL, Erfurt/Leipzig, Kulturarbeiter » FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, arbeitet und lebt in Leipzig, www.franziska-wilhelm.de » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de



.....

...winklesin.de.....

